Eugen Sue's
sämmtliche Werke.

Die Geheimnisse von Paris.

Siebenter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1843.

Verlag von Otto Wigand.

Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Siebenter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1843.

Verlag von Otto Wigand.

I.

Der Graf von St. Remy.

Ungefähr zwei Stunden nachdem Boyer seinen Freund Patterson verlassen und sich zu dem Herrn von Saint Remy begeben hatte, klopfte der Vater des Letztern an der Hausthüre in der Straße Chaillot an.

Der Graf von Saint Remy war ein hochgewachsener und trotz seinem Alter noch rüstiger und kräftiger Mann; die fast kupferrothe Farbe seines Teints stach seltsam von der blendenden Weiße seines Bartes und Haares ab; seine schwarz gebliebenen dichten Brauen bedeckten zur Hälfte seine stechenden tief in den Höhlen liegenden Augen. Ob er gleich aus einer gewissen misanthropischen Manie fast schmutzige Kleidungsstücke trug, so lag doch in seinem ganzen Wesen etwas Ruhiges, Stolzes, das Achtung gebot.

Die Thüre des Hauses seines Sohnes wurde geöffnet und er trat ein.

Ein Portier in vollständiger Livrée, braun und Silber, gepudert und mit seidenen Strümpfen, erschien auf der Schwelle seiner zierlichen Wohnung, welche sich zu der verräucherten Stube Pipelet's verhielt, wie das Verkaufslocal einer modischen Putzhändlerin zu der Bude einer Trödlerin.

„Herr von Saint Remy?" fragte der Graf kurz.

Statt zu antworten, betrachtete der Portier mit verächtlicher Verwunderung den weißen Bart, den abgeschabten Rock und den alten Hut des Unbekannten, der einen dicken Rohrstock in der Hand hielt.

„Herr von Saint Remy?" fragte der Graf, ungeduldig und verletzt durch das Anstarren des Portiers, nochmals.

„Der Herr Vicomte ist nicht zugegen."

Nach diesen Worten zog der Portier die Schnur und forderte den Unbekannten mit einer bedeutungsvollen Geberde auf sich zu entfernen.

„Ich werde warten," sagte der Graf.

Und er ging weiter.

„He! Guter Mann, so tritt man nicht in die Häuser hinein," rief der Portier, indem er dem Grafen nachlief und ihn am Arme faßte.

„Mensch!" antwortete der Alte mit drohender Miene und indem er den Stock erhob, „Du wagst, mich anzurühren!"

„Ich werde noch mehr wagen, wenn Sie nicht augenblicklich das Haus verlassen. Ich habe Ihnen gesagt, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause ist, also entfernen Sie sich."

In diesem Augenblicke erschien Boyer, der den Lärm gehört hatte, auf den Stufen vor dem Hause.

„Was bedeutet dieser Lärm?" fragte er.

„Herr Boyer, dieser Mann will durchaus herein, obgleich ich ihm gesagt habe, daß der Herr Vicomte nicht zu Hause ist."

„Machen wir der Sache ein Ende," sprach der Graf, indem er sich an Boyer wendete, welcher näher getreten war; „ich will mit meinem Sohne sprechen; wenn er ausgegangen ist, so warte ich."

Boyer kannte, wie bereits erwähnt, allerdings die Existenz und den Menschenhaß des Vaters seines Herrn, er verstand sich auch ziemlich gut auf den Gesichtsausdruck, zweifelte deshalb keinen Augenblick an der Identität des Grafen, verbeugte sich ehrerbietig vor demselben und antwortete:

„Wenn der Herr Graf mir folgen will, stehe ich zu Diensten —"

„Gehen Sie voran," antwortete Herr von Saint Remy, der zur großen Verwunderung des Portiers Boyer begleitete.

Der Graf gelangte, indem er dem Kammerdiener immer folgte, in die erste Etage. Sein Führer, der mit ihm durch das Arbeitszimmer Florestan's von Saint Remy (wir werden von jetzt an den Vicomte mit diesem seinem Taufnamen bezeichnen, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden) hindurchgegangen war, geleitete ihn in ein Zimmer, welches an das erwähnte anstieß und sich unmittelbar über dem Boudoir im Erdgeschosse befand.

„Der Herr Vicomte mußte diesen Morgen ausgehen," sagte Boyer; „er wird aber bald zurückkommen, wenn der Herr Graf also auf ihn warten will ..."

Der Kammerdiener verschwand.

Als der Graf allein war, sah er sich ziemlich gleichgiltig um; mit einem Male fuhr er heftig zurück, sein Gesicht färbte sich röther und Zorn verzerrte seine Züge.

Er hatte das Portrait seiner Frau, der Mutter Florestans von Saint Remy, erblickt.

Er schlug die Arme über der Brust zusammen, ließ den Kopf sinken, gleichsam um das Bild nicht mehr zu sehen, und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Seltsam!" sprach er bei sich. „Die Frau ist todt; ich habe ihren Liebhaber getödtet und doch schmerzt mich meine Wunde noch so sehr wie am ersten Tage; mein Racheburst ist noch nicht gestillt; mein Menschenhaß, der mich fast ganz von der Welt fern hält, ließ mich stets mit dem Gedanken an meine Beschimpfung allein, — ja, der Tod des Mitschuldigen der Ehrlosen hat meine Entehrung gerächt, — aber sie nicht aus meinem Gedächtnisse verwischt.

„Ich weiß es wohl, mein Haß ist unheilbar, weil ich funfzehn Jahre lang getäuscht wurde, weil ich funfzehn Jahre lang eine Elende, die mich hinterging, geachtet und geehrt, weil ich ihren Sohn, den Sohn ihres Verbrechens, geliebt habe wie mein eigenes Kind, — denn der Widerwille, den mir dieser Florestan jetzt einflößt, beweist mir nur zu gut, daß er die Frucht des Ehebruchs ist.

„Und doch habe ich keine absolute Gewißheit davon; er könnte doch mein Sohn sein — und bisweilen ist dieser Zweifel schrecklich für mich.

„Wenn er mein Sohn doch wäre! Dann wäre die Abneigung, die ich immer gegen ihn bewiesen und meine Weigerung, ihn zu sehen, unverzeihlich. Indessen, er ist reich, jung, glücklich; worin hätte ich ihm nützlich sein können? Nun, seine Liebe hätte vielleicht den Kummer gemildert, den mir seine Mutter gemacht hat —"

Nach einem kurzen Nachdenken fuhr der Graf achselzuckend fort:

„Immer wieder diese unsinnigen Vermuthungen, aus denen doch nicht herauszukommen ist und die alle meine Wunden wieder aufreißen! — Sei ein Mann, Alter, und kämpfe die alberne peinliche Empfindung nieder, die Du fühlst, wenn Du bedenkst, daß Du den wiedersehen wirst, welchen Du zehn Jahre lang

geliebt, fast vergöttert, den Du wie Deinen Sohn geliebt hast — — ihn, ihn, den Sohn jenes Mannes, den Du mit Wonne unter Deinem Degen fallen, dessen Blut Du hocherfreut fließen sahest! Man hinderte mich, seinem Verscheiden beizuwohnen! Man wußte nicht, was es heißt, so schmerzlich verwundet zu sein, wie ich es war. Und dann der Gedanke, daß mein immer geachteter und geehrter Name so oft mit Hohn und Spott genannt worden sein muß, — wie man den Namen eines betrogenen Ehemannes ausspricht; der Gedanke, daß mein Name, mein Name, auf den ich immer so stolz gewesen bin, jetzt dem Sohne des Mannes angehört, dem ich das Herz hätte aus dem Leibe reißen mögen! Ich weiß nicht, warum ich nicht verrückt werde, wenn ich daran denke."

Herr von Saint Remy ging aufgeregt hin und her, schob dann den Thürvorhang bei Seite, welcher das Zimmer von dem Arbeitszimmer Florestan's trennte und trat einige Schritte in dasselbe hinein.

Er war eben erst verschwunden, als eine kleine verborgene Thüre leise geöffnet wurde und die Herzogin von Lucenay, von einem großen grünen Caschemirshawl umhüllt, in das Zimmer trat, welches der Graf verlassen hatte.

Erklären wir die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung.

Florestan von Saint Remy hatte den Abend vorher mit der Herzogin ein Stelldichein für den nächsten Morgen verabredet. Da sie, wie erwähnt, einen Schlüssel zu der kleinen Thüre nach dem Gäßchen zu besaß, so war sie wie gewöhnlich durch das Treibhaus hereingekommen und hatte Florestan in den untern Zimmern zu finden geglaubt. Da sie ihn hier nicht sah, so glaubte sie (wie das bisweilen der Fall gewesen war), der Vicomte sei in seinem Zimmer mit Schreiben beschäftiget. Eine verborgene Treppe führte aus dem Boudoir in die erste Etage. Die Herzogin ging ohne Scheu hinauf, da sie annahm, daß der Herr von St. Remy wie gewöhnlich verboten habe, Jemanden zu ihm zu führen.

Leider hatte ein ziemlich drohender Besuch Badinot's Florestan genöthiget, eilig auszugehen und darüber hatte er das Rendezvous mit der Herzogin von Lucenay vergessen.

Diese wollte, als sie Niemanden sah, in das Cabinet eintreten, als die Thürvorhänge auseinander geschlagen wurden und die Herzogin vor dem Vater Florestan's stand.

Sie konnte einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten.

„Clotilde!" rief der Graf verwundert aus.

Der Herr von Saint Remy, der ein vertrauter Freund des Fürsten von Noirmont, des Vaters der Herzogin von Lucenay gewesen und diese als Kind und junges Mädchen gekannt, hatte sie sonst so vertraulich bei ihrem Taufnamen genannt. Die Herzogin blieb unbeweglich stehen und betrachtete überrascht den schlecht gekleideten alten Mann mit dem weißen Barte, an dessen Züge sie sich nur undeutlich erinnerte.

„Sie, Clotilde —," wiederholte der Graf im Tone schmerzlichen Vorwurfs, „Sie — hier — bei meinem Sohne!"

Diese letztern Worte gaben den unklaren Erinnerungen der Herzogin von Lucenay eine bestimmte Richtung; sie erkannte jetzt den Vater Florestans und rief aus:

„Herr von Saint Remy!"

Ihre Lage war so bedeutungsvoll und unzweifelhaft, daß es die Herzogin, deren excentrischen und entschlossenen Charakter man übrigens schon kennt, verschmähete, zu einer Lüge zu greifen, um ihre Anwesenheit in der Wohnung Florestans zu erklären. Sie rechnete auf die wahrhaft väterliche Liebe, welche der Graf früher für sie gehegt hatte, reichte ihm die Hand und sagte mit dem ihr eigenen zugleich graziösen, herzlichen und kecken Wesen:

„Schelten Sie mich nicht; — Sie sind mein ältester Freund; erinnern Sie sich, daß Sie mich vor zwanzig Jahren Ihre liebe Clotilde nannten."

„Ja, so nannte ich Sie, aber —"

„Ich weiß im voraus Alles, was Sie mir sagen wollen; Sie kennen aber meinen Spruch: Was ist, ist und was geschehen soll, geschieht..."

„Clotilde!"

„Ersparen Sie mir Ihre Vorwürfe und lassen Sie mich lieber von meiner Freude sprechen, Sie wieder zu sehen. — Ihre Anwesenheit erinnert mich an vielerlei, zuerst an meinen armen Vater und dann an meine funfzehn Jahre. — Ach, wie schön ist es, wenn man erst funfzehn Jahre zählt!"

„Nur weil Ihr Vater mein Freund war, werde ich —"

„Ach ja," unterbrach ihn die Herzogin, „er liebte Sie so sehr! Erinnern Sie sich? — er nannte Sie lachend den Mann mit den grünen Bändern. Sie sagten immer zu ihm: Sie

verziehen die Clotilde, nehmen Sie sich in Acht, und er antwortete, während er mich küßte: ich glaube es selbst, daß ich sie verziehe, aber ich muß meine Zärtlichkeit verdoppeln, denn bald wird mir die Welt sie entreißen und noch mehr verziehen. — Der vortreffliche Vater! Welchen Freund habe ich in ihm verloren!" In den schönen Augen der Herzogin glänzte eine Thräne, dann reichte sie dem Herrn von Saint Remy die Hand und sagte mit bewegter Stimme zu ihm: „ja, ich freue mich, ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen. Sie wecken Erinnerungen in mir, die meinem Herzen so theuer sind!"

Obwohl der Graf den originellen Charakter der Herzogin schon lange kannte, so überraschte ihn doch die Leichtfertigkeit, mit welcher sie über den Umstand hinwegging, bei ihrem Geliebten den Vater ihres Geliebten zu treffen.

„Wenn Sie schon lange in Paris sind," fuhr die Herzogin von Lucenay fort, „so ist es unrecht von Ihnen, daß Sie mich nicht bereits besucht haben; wir würden so Vieles von der Vergangenheit gesprochen haben, denn, wissen Sie? ich nähere mich dem Alter, in welchem es einen außerordentlichen Reiz hat, zu alten Freunden zu sagen: erinnern Sie sich?"

Die Herzogin hätte nicht mit ruhigerer Ungezwungenheit sprechen können, wenn sie einen Morgenbesuch in ihrem Palaste empfangen.

Der Herr von Saint Remy konnte nicht umhin, in strengem Tone zu ihr zu sagen:

„Es würde besser sein, statt von der Vergangenheit zu reden, von der Gegenwart zu sprechen; mein Sohn kann jeden Augenblick zurückkommen —"

„Nein," unterbrach ihn Clotilde, „ich habe den Schlüssel zu der kleinen Thüre des Treibhauses und man meldet seine Ankunft stets durch einen Schellenzug, wenn er durch die große Thüre eintritt; höre ich dies, so werde ich so geheimnißvoll verschwinden, wie ich gekommen bin und Sie in Ihrer Freude nicht stören, Florestan wieder zu sehen. Wie angenehm werden Sie ihn überraschen! Sie haben ihn so lange nicht gesehen! Ich hätte Ihnen eigentlich Vorwürfe zu machen —"

„Mir? mir?"

„Gewiß. Welchen Führer, welche Stütze hatte er bei seinem Eintritte in das Leben? Und der Rath eines Vaters ist

in so vielen tausend Fällen gar nicht zu entbehren. Aber, aufrichtig, es war sehr unrecht von Ihnen, daß —"

Die Herzogin überließ sich hier ganz ihrem seltsamen Charakter, unterbrach sich durch lautes Lachen und sagte dann zu dem Grafen:

„Gestehen Sie nur, es ist seltsam und sehr pikant, daß ich Ihnen hier gute Lehren gebe."

„Ja, das ist allerdings seltsam, aber ich verdiene weder Ihre Vorwürfe noch Ihre Lobsprüche. — Ich suche meinen Sohn auf, aber nicht seinetwegen. In seinem Alter braucht er meinen Rath nicht, oder wenigstens nicht mehr."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie müssen wissen, aus welchen Gründen mir die Gesellschaft und namentlich Paris zuwider ist," sprach der Graf. „Es konnten mich deshalb nur Umstände von der größten Wichtigkeit nöthigen, Angers zu verlassen und gar hierher, — in dieses Haus zu kommen. Aber ich mußte meinen Widerwillen niederkämpfen und mich an alle diejenigen Personen wenden, die mir bei Nachforschungen, welche mir höchst wichtig sind, behilflich und nützlich sein können."

„O, in diesem Falle", fiel die Herzogin mit dem liebevollsten Eifer ein, „verfügen Sie ganz über mich, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann. Handelt es sich um ein Gesuch? Der Herzog von Lucenay muß ein gewisses Ansehen haben, denn an den Tagen, wann ich bei meiner Großtante von Montbrison speise, ladet er Deputirte zur Tafel; das thut man nicht ohne Absicht; diese Belästigung muß durch irgend einen Vortheil wieder ausgeglichen werden. Er hat oder sucht demnach wohl einen Einfluß auf Leute, die in der jetzigen Zeit großen Einfluß haben sollen. Also noch einmal, wenn wir Ihnen dienen können, so verfügen Sie ganz über uns. Mein junger Vetter, der kleine Herzog von Montbrison ferner, ist selbst Pair und mit der ganzen jungen Pairie genau bekannt. Könnte er vielleicht etwas thun? In diesem Falle stelle ich ihn Ihnen ebenfalls zur Verfügung. Mit einem Worte, rechnen Sie ganz auf mich und die Meinigen; Sie wissen, daß ich eine aufopfernde Freundin bin."

„Ich weiß es und schlage Ihre Unterstützung nicht aus, obgleich —"

„Wir wollen sehen. — Wir sind Leute von Welt und

wollen als solche handeln. Ob wir hier sind oder anderswo, das wird von keiner Bedeutung für die Sache sein, für die Sie sich interessiren und für die ich mich nun auch außerordentlich interessire, weil sie die Ihrige ist. Lassen Sie uns davon reden, und recht gründlich, ich verlange es —"

Bei diesen Worten trat die Herzogin an den Kamin, stützte sich auf denselben und ließ den schönsten Fuß von der Welt sehen.

Sie ergriff so, mit vollkommenem Tact, die Gelegenheit, nicht mehr von dem Vicomte zu sprechen und sich mit dem Herrn von Saint Remy über einen Gegenstand zu unterhalten, der für denselben von großer Wichtigkeit zu sein schien.

Anders würde das Benehmen Clotildens der Mutter Florestans gegenüber gewesen sein; dieser würde sie mit Stolz gestanden und auseinandergesetzt haben, wie theuer er ihr sei.

— — — — — — — — — — — —

Der Herr von Saint Remy konnte sich trotz seiner Rauhheit und seinem Rigorismus der Einwirkung der herzlichen Anmuth dieser Frau nicht entziehen, welche er als Kind gekannt und geliebt hatte. Er vergaß fast, daß er mit der Geliebten seines Sohnes sprach.

„Sie wissen vielleicht nicht, Clotilde," sagte der Graf, „daß ich seit langer Zeit in Angers wohne?"

„Ich weiß es."

„Außer wegen der Abgeschiedenheit, die ich suchte, hatte ich diese Stadt auch darum gewählt, weil dort einer meiner Verwandten wohnte, der Herr von Fermont, der bei dem schrecklichen Unglücke, das mich betraf, wie ein Bruder gegen mich gehandelt hat. Nachdem er mich in alle Städte Europa's begleitet, wo ich — einen Mann zu finden hoffen konnte, den ich ermorden wollte, war er mein Secundant in einem Duell —"

„Ja, in einem schrecklichen Duelle; mein Vater hat mir früher Alles erzählt," fiel die Herzogin von Lucenay traurig ein; „aber zum Glück weiß Florestan eben so wenig etwas von diesem Duell als von der Veranlassung desselben —"

„Ich wollte ihm die Achtung für seine Mutter lassen," antwortete der Graf, der einen Seufzer unterdrückte und dann fortfuhr:

„Nach einigen Jahren starb Fermont in Angers in mei-

nen Armen und hinterließ eine Tochter und eine Frau, die ich, trotz meinem Menschenhasse, lieben mußte, weil es in der Welt nichts Reineres, nichts Edleres geben kann als diese beiden Wesen. Ich wohnte allein in einer von der Stadt entlegenen Vorstadt, wenn aber meine finstere Verstimmung etwas von mir wich, besuchte ich die Frau von Fermont, um mit ihr und ihrer Tochter von dem zu sprechen, welchen wir verloren hatten. Ich stärkte und beruhigte mich, wie damals als mein Freund noch lebte, in diesem freundschaftlichen Kreise, auf den ich meine ganze Liebe übergetragen hatte. Der Bruder der Frau von Fermont wohnte in Paris; er besorgte alle Geschäfte seiner Schwester nach dem Tode ihres Mannes und legte bei einem Notar die 100,000 Thaler an, welche das Vermögen der Wittwe ausmachten. Nach einiger Zeit betraf die Frau von Fermont ein neues schreckliches Unglück; ihr Bruder, der Herr von Renneville, nahm sich vor etwa acht Monaten selbst das Leben. Ich tröstete sie so gut ich es vermochte. Nachdem ihr erster Schmerz sich etwas beruhiget hatte, reisete sie nach Paris, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß man auf ihren Befehl das bescheidene Mobiliar in dem Hause verkaufe, das sie in Angers gemiethet hatte, und daß man mit dem Erlöse einige Schulden bezahlte, die sie in Angers zurückgelassen. Dieser Umstand beunruhigte mich, ich erkundigte mich und erfuhr, die unglückliche Frau befände sich mit ihrer Tochter in großer Noth, da sie wahrscheinlich die Opfer eines Bankerottes geworden. Wenn die Frau von Fermont in einem solchen Unfalle auf Jemanden rechnen konnte, so war ich es, — aber ich erhielt durchaus keine Nachricht von ihr. Ich erkannte den Werth des freundschaftlichen Umgangs mit ihr erst recht, nachdem ich ihn verloren hatte. Sie können sich vorstellen, wie besorgt ich gewesen bin, was ich gelitten habe seit der Abreise der Frau von Fermont mit ihrer Tochter. Ihr Vater, ihr Mann war mir ein Bruder; ich mußte sie also durchaus ausfindig machen und erfahren, warum sie sich in ihrem Unglücke nicht an mich wendeten, so arm ich auch selbst bin; ich reisete also ab, um hierher zu kommen und ließ in Angers Jemanden zurück, der mir Nachricht geben sollte, wenn er zufällig etwas erfahre —"

„Nun?"

„Noch gestern habe ich einen Brief erhalten; man weiß

nichts. Sobald ich in Paris ankam, habe ich meine Nachforschungen begonnen. — Zuerst begab ich mich in die ehemalige Wohnung des Bruders der Frau von Fermont. Da sagte man mir, sie wohne am Kai des Canals Saint Martin —"

„Und diese Adresse?"

„War allerdings die ihrige gewesen, aber man kannte ihre neue Wohnung nicht. Leider sind bisher meine Nachforschungen vergeblich gewesen. Nach tausend nutzlosen Versuchen und ehe ich ganz verzweifelte, entschloß ich mich, hierher zu kommen; vielleicht hat sich die Frau von Fermont, die aus einem mir unerklärlichen Grunde mich nicht um Hilfe und Beistand angegangen, an meinen Sohn, als den Sohn des besten Freundes ihres Mannes gewendet. — Freilich ist auch diese letzte Hoffnung eine sehr schwache, aber ich will nichts unversucht gelassen haben, um die arme Frau und ihre Tochter aufzufinden."

Die Herzogin von Lucenay hörte seit einigen Minuten den Grafen mit gesteigerter Aufmerksamkeit an; mit einem Male sagte sie dann:

„Es wäre wirklich sonderbar, wenn es dieselben Personen sein sollten, für die sich die Frau von Harville interessirt —"

„Welche Personen?" fragte der Graf.

„Die Wittwe, von welcher Sie sprechen, ist noch jung, nicht wahr? ihr Gesicht sehr edel?"

„Allerdings; — aber woher wissen Sie ...?"

„Ihre Tochter, die schön ist wie ein Engel, steht etwa im sechzehnten Jahre?"

„Ja — ja —"

„Sie heißt Clara?"

„Ach, um aller Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir, wo sie sind."

„Das weiß ich leider nicht."

„Sie wissen es nicht?"

„Ich will Ihnen erzählen, was geschehen ist. Eine Freundin, die Frau von Harville, kam zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Wittwe kenne, deren Tochter Clara heiße und deren Bruder sich erschossen habe. Die Frau von Harville wendete sich an mich, weil sie auf dem Concepte eines Briefes, den sie an eine unbekannte Person geschrieben und in dem sie um

Unterstützung gebeten, die Worte gesehen hatte: „an die Herzogin von Lucenay zu schreiben."

„Sie wollte an Sie schreiben, — an Sie — und warum?"

„Das weiß ich nicht; ich kenne sie nicht."

„Aber sie kennt Sie!" rief der Herr von Saint Remy aus, dem ein Gedanke durch den Kopf schoß.

„Was sagen Sie?"

„Sie hat mich hundert Male von Ihrem Vater, von Ihnen, von Ihrem edeln und vortrefflichen Herzen sprechen hören und in ihrem Unglücke wird sie sich entschlossen haben, sich an Sie zu wenden —"

„So läßt es sich allerdings erklären —"

„Wie aber war die Frau von Harville in Besitz jenes Briefconceptes gekommen?"

„Das weiß ich auch nicht. Ich weiß nichts weiter, als daß sie auf der Spur der Unglücklichen war, sie aber noch nicht hatte ausfindig machen können."

„So ersuche ich Sie, Clotilde, mich bei der Frau von Harville einzuführen; ich muß sie noch heute sehen —"

„Das ist nicht möglich. — Ihr Gemahl ist das Opfer eines entsetzlichen Unfalls geworden; ein Gewehr, das er für nicht geladen hielt, ging in seinen Händen los und er fand dabei den Tod."

„Das ist entsetzlich!"

„Die Marquise ist sogleich abgereiset, um die erste Zeit ihrer Trauer bei ihrem Vater in der Normandie zuzubringen —"

„Clotilde, ich beschwöre Sie, schreiben Sie ihr noch heute und bitten Sie um das, was sie von der Wittwe schon weiß; da sie sich für die Arme interessirt, so sagen Sie ihr, daß sie keinen eifrigern Beistand finden könne als mich. Mein einziger Wunsch ist, die Wittwe meines Freundes wieder zu finden und mit ihr und ihrer Tochter das Wenige zu theilen, was ich besitze. Sie sind jetzt meine Familie."

„Sie sind noch immer so edel und aufopfernd wie sonst! Rechnen Sie auf mich; ich werde noch heute an die Frau von Harville schreiben. Und wohin sende ich meine Antwort?"

„Nach Asnières, poste restante."

„Warum wohnen Sie dort und nicht in Paris?"

„Ich hasse Paris wegen der Erinnerungen, die es in mir weckt," antwortete der Graf finster; „mein ehemaliger Arzt, Dr. Griffon, mit dem ich in Briefwechsel geblieben bin, besitzt ein kleines Landhaus am Ufer der Seine bei Asnières; im Winter wohnt er nicht dort und er bot es mir an. Es ist dies fast wie in einer Vorstadt von Paris und ich kann, wenn ich meinen Nachforschungen nachgegangen bin, dort ganz allein sein. — Ich nahm es also an."

„Ich werde Ihnen also nach Asnières schreiben. Uebrigens kann ich Ihnen schon jetzt eine Nachricht geben, welche Ihnen vielleicht nützlich ist und die ich der Frau von Harville verdanke. Das Unglück der Frau von Fermont ist durch den Betrug des Notars herbeigeführt worden, welchem ihr ganzes Vermögen übergeben worden war. Der Notar hat es abgeläugnet, das Geld erhalten zu haben —"

„Der Nichtswürdige! Wie heißt er?"

„Jacob Ferrand," antwortete die Herzogin, welche einer Lachlust nicht widerstehen konnte.

„Wie sonderbar Sie doch sind, Clotilde! Das ist sehr ernst und sehr traurig und — Sie lachen!" sagte der Graf verwundert und unwillig.

Die Herzogin hatte bei der Erinnerung an die Liebeserklärung des Notars einen Anflug von Lachlust nicht unterdrücken können.

„Verzeihen Sie mir, alter Freund," sagte sie; „ich lache, weil dieser Notar ein sehr sonderbarer Mensch ist und man von ihm sehr lächerliche Dinge erzählt. — Jetzt ernstlich! Wenn sein Ruf von Rechtschaffenheit eben so wenig verdient ist wie der seiner Frömmigkeit und Sittlichkeit — und dieser ist nicht verdient — so ist er ein großer Sünder."

„Und er wohnt?"

„In der Rue du Sentier."

„Ich werde ihn aufsuchen. — Das, was Sie mir von ihm sagen, trifft so ziemlich mit gewissen Muthmaßungen zusammen —"

„Mit welchen?"

„Nach mehreren Erkundigungen, die ich über den Tod des Bruders meiner armen Freundin eingezogen habe, bin ich fast versucht zu glauben, der Unglückliche habe sich nicht selbst getödtet, sondern sei ermordet worden —"

„Großer Gott, und was veranlaßt Sie zu dieser Muthmaßung?"

„Mehrere Umstände, die ich Ihnen jetzt nicht auseinandersetzen kann. — Ich verlasse Sie. — Vergessen Sie nicht die freundlichen Anerbietungen, die Sie mir in Ihrem und Ihres Gemahls Namen gemacht haben —"

„Sie gehen, ohne Florestan gesehen zu haben?"

„Das Zusammentreffen würde für mich zu peinlich sein, wie Sie sich wohl denken können. — Ich wollte es ertragen, weil es die einzige Hoffnung war, hier einige Nachrichten über die Frau von Fermont zu finden, und weil ich nichts versäumen wollte, was mich auf ihre Spur leiten könnte; jetzt leben Sie wohl —"

„O, wie unbarmherzig sind Sie!"

„Wissen Sie nicht —?"

„Ich weiß, daß Ihr Sohn Ihres Rathes nie mehr bedurft hat als jetzt —"

„Wie so? Ist er nicht reich und glücklich?"

„Ja, aber er kennt die Menschen nicht. Er giebt blindlings mit vollen Händen, weil er edelherzig und freigebig ist, überall und zu jeder Zeit und ich fürchte sehr, man mißbraucht seine Güte. — Wenn Sie sein edles Herz kennen sollten! Ich habe es nie gewagt, ihm wegen seiner Ausgaben und Unordnung Vorwürfe zu machen, erstens weil ich wenigstens eben so viel Vorwürfe verdiene wie er und dann — aus andern Gründen; Sie dagegen könnten recht wohl —"

Die Herzogin konnte nicht vollenden.

Man hörte plötzlich die Stimme Florestans von Saint Remy.

Er trat rasch in das anstoßende Zimmer ein; nachdem er die Thüre zugeworfen hatte, sagte er mit bewegter Stimme zu Jemandem, der ihn begleitete:

„Ich sage Ihnen aber, es ist nicht möglich."

„Und ich wiederhole Ihnen," antwortete die helle scharfe Stimme Badinot's, „ich wiederhole Ihnen, daß Sie vor vier Uhr verhaftet werden; denn wenn das Geld nicht bald eintrifft, wird unser Mann seine Klage bei dem königlichen Procurator einreichen und Sie wissen, was eine solche Fälschung zu bedeuten hat. — Sie kommen auf die Galeeren, mein armer Vicomte."

Der Blick, welchen die Herzogin von Lucenay und der Vater Florestans mit einander wechselten, als sie diese schrecklichen Worte hörten, läßt sich nicht beschreiben.

II.

Das Gespräch.

Als der Graf von Saint Remy die schrecklichen Worte: „Sie kommen auf die Galeeren!" zu seinem Sohne sagen hörte, wurde er todtenbleich; er sank an die Stuhllehne zurück.

Sein ehrwürdiger und geachteter Name — entehrt durch einen Mann, den er die Frucht eines Ehebruchs nannte!

Nachdem der erste Schreck überwunden war, verriethen die zornigen Züge des Alten und eine drohende Geberde, welche er machte, indem er nach der Thüre hin schritt, einen so entsetzlichen Vorsatz, daß die Herzogin von Lucenay seine Hand ergriff, ihn zurückhielt und leise, im Tone der innigsten Ueberzeugung, zu ihm sagte:

„Er ist unschuldig, — ich schwöre es Ihnen! Hören Sie schweigend zu."

Der Graf blieb stehen.

Er wollte glauben, was die Herzogin sagte.

Diese war wirklich von der Rechtlichkeit Florestans überzeugt.

Um neue Opfer von dieser so blindlings freigebigen Frau zu erlangen, Opfer, die ihn allein vor gefänglicher Einziehung schützen konnten und vor den Verfolgungen des Notars Jacob Ferrand, hatte der Vicomte der Herzogin von Lucenay versichert, er sei von einem schlechten Menschen betrogen worden, von dem er als Bezahlung einen falschen Wechsel erhalten, und er sei der Gefahr ausgesetzt als Mitschuldiger des Fälschers angesehen zu werden, da er jenen falschen Wechsel wieder ausgegeben habe.

Die Herzogin wußte, daß der Vicomte unklug, verschwenderisch und unordentlich war, aber nie würde sie ihn einer Nie-

derträchtigkeit oder Ehrlosigkeit, ja nur einer Indelicatesse fähig gehalten haben.

Sie hatte ihm zwei Mal unter sehr schwierigen Umständen bedeutende Summen geliehen, um ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen, da der Vicomte diese Gelder immer nur unter der Bedingung angenommen hatte, sie zurückzubezahlen, indem Andere ihm, wie er versicherte, das Doppelte schuldig wären.

Nach dem Luxus, mit dem er prahlte, konnte man dies wohl glauben. Uebrigens hatte die Herzogin von Lucenay, als sie nach ihrer angebornen Gutherzigkeit handelte, an nichts weiter gedacht, als Florestan nützlich zu sein, keineswegs aber sich zu überzeugen gesucht, ob er die Schuld an sie wieder werde abtragen können. Er behauptete es; sie zweifelte nicht daran; würde er sonst so bedeutende Summen von ihr angenommen haben? Die Herzogin glaubte, als sie sich für die Ehre Florestans verbürgte, als sie den alten Grafen bat, das Gespräch seines Sohnes mit dem Unbekannten ruhig anzuhören, es würde von dem Mißbrauche des Vertrauens die Rede sein, dessen Opfer der Vicomte geworden zu sein vorgab, und seine Unschuld demnach in den Augen seines Vaters vollständig dargethan werden.

„Noch einmal," sprach Florestan mit bebender Stimme, „dieser Petit-Jean ist ein ehrloser Mensch; er gab mir die Versicherung, daß er keine andern Wechsel habe als die, welche ich gestern und vor drei Tagen von ihm zurückgenommen. Der vorliegende war, meiner Meinung nach, in Circulation und erst nach drei Monaten in London bei Adams u. C. zahlbar."

„Ja, ja," entgegnete die helle Stimme Badinot's, „ich weiß es, mein lieber Vicomte, daß Sie Ihre Angelegenheit klug genug berechnet hatten; Ihre Fälschungen sollten erst an das Licht kommen, nachdem Sie abgereiset sein würden. — Andere Leute sind aber auch fein."

„Jetzt ist es die rechte Zeit, mir dies zu sagen, unseliger Mensch!" rief Florestan wüthend aus; „haben Sie nicht selbst mich mit dem bekannt gemacht, der mir diese Wechsel abgekauft hat?"

„Nur ruhig, lieber Aristocrat," antwortete Badinot kalt. — „Sie machen die Unterschriften vortrefflich nach; das ist wohl zu bewundern, aber kein Grund, Ihre Freunde mit einer

unangenehmen Vertraulichkeit zu behandeln. — Wenn Sie wieder auffahren, gehe ich fort und überlasse es Ihnen, wie Sie sich herausziehen wollen."

„Glauben Sie, daß man in einer solchen Lage ruhig bleiben könne? Wenn es wahr ist, was Sie mir da sagen, wenn die Klage heute noch bei dem königl. Procurator überreicht werden soll, bin ich verloren —"

„Das sage ich ja auch, Sie müßten sich denn noch einmal an Ihre reizende Vorsehung mit den schönen blauen Augen wenden —"

„Das geht nicht."

„So fügen Sie sich in Ihr Schicksal. — Es ist Schade, — es war der letzte Wechsel und — wegen lumpiger 25,000 Frcs. nach Toulon wandern zu müssen, ist — sehr ungeschickt, sehr dumm. Wie kann sich ein so gewandter Mann wie Sie so in die Enge treiben lassen!"

„Mein Gott, was soll ich thun? Nichts von Allem hier ist mein Eigenthum, — ich besitze nicht zwanzig Louisd'or —"

„Ihre Freunde?"

„Allen denen, welche mir borgen könnten, bin ich schon schuldig; halten Sie mich für so dumm, daß ich bis heute gewartet haben würde, wenn ich mich noch an sie wenden könnte?"

„Sie haben Recht, verzeihen Sie. Wir wollen ganz ruhig von der Sache reden; so kommt man am besten zu einem verständigen Beschlusse. Ich wollte Ihnen eben auseinandersetzen, wie Sie an Einen gekommen sind, der noch klüger ist als Sie, Sie mochten mich aber nicht anhören —"

„So reden Sie, wenn es zu etwas nützen kann."

„Sie sagten vor zwei Monaten zu mir: ich habe für 113,000 Frcs. langsichtige Wechsel auf verschiedene Bankiers, lieber Badinot, sehen Sie zu, wie ich dieselben anbringe —"

„Nun?"

„Warten Sie nur. — Ich verlangte die Papiere zu sehen. — Ein gewisses Etwas sagte mir, daß diese Wechsel falsch wären, ob sie gleich vollkommen nachgeahmt waren. — In Ihnen selbst suchte ich allerdings ein so ausgezeichnetes kalligraphisches Talent nicht; da ich aber Ihr Vermögen verwaltete, seit Sie keins mehr haben, so wußte ich, daß Sie vollkommen ruinirt waren. Ich hatte die Documente entworfen,

nach denen Ihre Pferde, Ihre Wagen und das Mobiliar dieses Hauses Boyer und Patterson angehören, ich durfte mich also wohl wundern, als ich Sie im Besitze so bedeutender Wechsel sah, he?"

„Verschonen Sie mich mit Ihrem Verwundern und kommen Sie zur Sache —"

„Sogleich. — Ich bin so erfahren oder so schüchtern, mich nicht direct in Geschäfte solcher Art zu mischen; ich wies Sie deshalb an einen Dritten, der eben so hell sah als ich und den Streich errieth, den Sie ihm spielen wollten —"

„Das ist nicht möglich; er würde die Papiere nicht discontirt haben, wenn er sie für falsch gehalten hätte."

„Wie viel hat er Ihnen auf diese 113,000 Frcs. baar gegeben?"

„Fünfundzwanzigtausend Frcs. baar und das Uebrige in Creditbriefen —"

„Und was haben Ihnen diese Creditbriefe eingebracht?"

„Nichts, Sie wissen es ja; — aber er wagte doch immer 25,000 Frcs."

„O, wie unerfahren sind Sie, mein lieber Vicomte! Da ich von Ihnen meine Commissionsgebühr von 100 Louisd'or zu erhalten hatte, wenn das Geschäft gelang, so hütete ich mich wohl, einem Dritten genau zu sagen, wie es mit Ihrem Vermögen stehe; er hielt Sie noch immer für reich genug, er wußte vor allen Dingen, daß Sie von einer vornehmen außerordentlich reichen Dame geliebt wurden, die Sie schwerlich in der Verlegenheit verlassen würde; er war demnach so ziemlich sicher, wenigstens wieder zu seinen Vorschüssen zu gelangen; zwar wagte er, das Geld zu verlieren, aber er konnte dabei auch viel gewinnen und er hat richtig gerechnet; denn letzthin haben Sie ihm 100,000 Frcs. bezahlt, um den falschen Wechsel von 58,000 Francs zurück zu erhalten, gestern 30,000 für den zweiten. — Woher nahmen Sie gestern die 30,000 Francs? Der Teufel soll mich holen, wenn ich das errathe! Sie sind ein einziger Mensch! Sie sehen also, daß Petit-Jean, wenn er Sie nöthiget, auch den letzten Wechsel von 25,000 Francs zu bezahlen, von Ihnen 155,000 Francs erhalten hat für die 25,000, die er Ihnen zahlte. Er war deshalb noch klüger als Sie."

„Aber warum sagte er mir, dieser letzte Wechsel, den er heute bringt, sei verkauft?"

„Um Sie nicht zu erschrecken; er hatte Ihnen auch gesagt, daß die andern, außer dem von 58,000 Frcs. sich in Circulation befänden; nachdem aber der erste bezahlt war, kam gestern der zweite und so kommt heute der dritte."

„Der Elende!"

„Hören Sie mich an: jeder ist sich selbst der Nächste, sagt ein berühmter Rechtsgelehrter, dessen Ausspruch auch ich sehr bewundere. Aber lassen Sie uns ruhig überlegen. — Das beweist, daß Petit-Jean (und, unter uns gesagt, ich würde mich nicht wundern, wenn der Notar Jacob Ferrand trotz seinem Rufe von Rechtlichkeit bei diesen Speculationen betheiliget wäre), das beweist, sage ich, daß Petit-Jean, nachdem Sie ein Mal und zwei Mal bezahlt haben, auf den letzten Wechsel speculirt, wie er auf die andern speculirte, in der Ueberzeugung, Ihre Freunde würden Sie nicht vor die Assisen stellen lassen. Ihre Sache ist es, ob diese Freundschaften bereits völlig abgenutzt sind, ob nichts mehr aus ihnen herauszupressen ist, denn wenn Sie die 25,000 Frcs. nicht binnen drei Stunden haben, so werden Sie unfehlbar eingesteckt —"

„Sie wiederholen mir dies unaufhörlich —"

„Weil Sie endlich einwilligen werden, dem Flügel der freigebigen Herzogin noch eine Feder auszurupfen —"

„Ich wiederhole Ihnen, daß daran nicht zu denken ist. Es wäre Thorheit, zu hoffen, sie würde nach den Opfern, die sie bereits gebracht hat, binnen drei Stunden noch 25,000 Frcs. herbeischaffen können."

„Um Ihnen gefällig zu sein, glücklicher Sterblicher, versucht man das Unmögliche —"

„Sie hat schon das Unmögliche versucht; sie mußte 100,000 Frcs. von ihrem Manne leihen, um sie zu erhalten; und das sind Erscheinungen, welche sich nicht zwei Mal wiederholen. — Sehen Sie, lieber Badinot, Sie haben sich bisher über mich nicht zu beklagen gehabt, — ich bin immer freigebig gewesen, — suchen Sie von dem niederträchtigen Petit-Jean einen Aufschub zu erlangen. — Sie wissen es, ich finde immer Mittel, denjenigen zu belohnen, der mir gefällig ist. — Ist diese letzte Geschichte beseitiget, — so nehme ich einen neuen Aufschwung, — und Sie sollen mit mir zufrieden sein —"

„Petit-Jean ist so unerbittlich als Sie jetzt unverständig sind."

„Ich — ?"

„Suchen Sie nur Ihre edle Freundin für Ihr trauriges Schicksal zu interessiren. — Zum Teufel auch! Sagen Sie ihr geradezu, wie die Sachen stehen, nicht daß Sie von Fälschern betrogen worden, sondern daß Sie selbst der Fälscher wären —"

„Ein solches Geständniß werde ich ihr nie thun; das wäre eine Schande, ohne daß etwas dabei gewonnen würde."

„Ziehen Sie vor, daß sie morgen die Sache aus der Gazette des Tribunaux erfahre?"

„Ich habe noch drei Stunden vor mir und kann fliehen —"

„Wohin wollen Sie sich wenden ohne Geld? Bedenken Sie dagegen, wenn Sie den letzten falschen Wechsel wieder in Ihren Händen haben, befinden Sie sich in einer ganz vortrefflichen Lage, — haben keine Schulden mehr. — Versprechen Sie mir, noch einmal mit der Herzogin zu reden. — Sie sind so gewandt, Sie werden sich trotz Ihren Verirrungen interessant machen; achtet man Sie auch etwas weniger, was schadet es? wenn man Sie nur aus der Verlegenheit reißt. Versprechen Sie mir, Ihre schöne Freundin zu besuchen; ich eile zu Petit-Jean und will Alles aufbieten, um einen Aufschub von zwei oder drei Stunden zu erlangen —"

„Hölle und Teufel! Ich muß die Schande bis auf die Hefen leeren!"

„Ich wünsche viel Glück! Stellen Sie sich recht zärtlich, recht leidenschaftlich; ich eile zu Petit-Jean und Sie werden mich bis drei Uhr dort finden; später würde es nicht mehr Zeit sein, — denn das Bureau des königl. Procurators ist nur bis vier Uhr geöffnet —"

Badinot entfernte sich.

Als die Thüre sich wieder geschlossen hatte, hörte man Florestan im Tone der höchsten Verzweiflung ausrufen:

„Mein Gott! — mein Gott! — mein Gott!"

Während dieses Gesprächs, welches dem Grafen die Ehrlosigkeit seines Sohnes und der Herzogin von Lucenay die Ehrlosigkeit des Mannes enthüllte, den sie aufrichtig geliebt, hatten beide unbeweglich dagestanden und kaum zu athmen gewagt —

Unmöglich läßt sich die stumme Beredtsamkeit der schmerz-

lichen Scene zwischen der jungen Frau und dem Grafen schildern, als über das Verbrechen Florestan's kein Zweifel mehr obwalten konnte. Der Alte streckte den Arm nach dem Zimmer hin aus, in welchem sich sein Sohn befand, lächelte mit bitterer Ironie, warf einen vernichtenden Blick auf die Herzogin und schien sagen zu wollen:

„Das ist der Mann, um dessentwillen Sie der Schande getrotzt und alle Opfer gebracht haben; und Sie machten mir Vorwürfe, von einem solchen mich fern gehalten zu haben!"

Die Herzogin verstand diesen Vorwurf und einen Augenblick senkte sie unter der Last der Scham ihr Haupt.

Die Lehre, die sie empfing, war schrecklich genug.

Allmälig aber trat an die Stelle der schmerzlichen Angst, welche die Züge der Herzogin verzerrt hatte, ein gewisser stolzer Unwille. Die nicht zu entschuldigenden Fehltritte dieses Weibes wurden wenigstens durch ihre aufrichtige wahre Liebe, durch ihre kühne bereitwillige Aufopferung, durch ihren großartigen Edelmuth, durch ihren offenen Charakter und den unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Niedrige und Gemeine ausgeglichen.

Sie war noch zu jung, zu schön, zu allgemein bewundert, als daß sie die Demüthigung fühlen konnte, nur benutzt worden zu sein; nachdem der Liebeszauber mit einem Male gewichen war, empfand die stolze und entschlossene Frau weder Haß noch Zorn; augenblicklich, ohne irgend einen Uebergang tödtete eiskalte Verachtung ihre bis dahin so warme Zuneigung; sie war nicht mehr eine durch den Geliebten auf unwürdige Weise hintergangene Geliebte, sondern eine vornehme Dame, welche sich überzeugt, daß ein Mann aus ihrer Gesellschaft ein Betrüger und Fälscher ist und ihn aus ihrem Hause weist.

Selbst angenommen, einige Umstände hätten die Schmach Florestan's mindern können, die Herzogin von Lucenay würde sie nicht haben gelten lassen. Der Mann, welcher gewisse Schranken der Ehre aus Lasterhaftigkeit, aus Schwäche oder Leichtsinn überschritt, existirte in ihren Augen nicht mehr, da die Ehrenhaftigkeit für sie eine Frage von Sein und Nichtsein war.

Die einzige schmerzliche Empfindung, welche die Herzogin fühlte, erregte der fürchterliche Eindruck, welchen diese unerwartete Entdeckung auf den Grafen, ihren alten Freund, gemacht hatte.

Er schien seit einigen Augenblicken nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu hören; seine Augen stierten gerade aus, sein Haupt war auf die Brust gesunken, seine Arme hingen schlaff an den Seiten herab und sein Gesicht war todtenbleich geworden. Von Zeit zu Zeit hob ein krampfhafter Seufzer seine Brust.

Bei einem eben so entschlossenen als energischen Manne war eine solche Niedergeschlagenheit schrecklicher als der heftigste Zornausbruch.

Die Herzogin von Lucenay sah ihn besorgt an.

„Muth, alter Freund!" sagte sie leise zu ihm. — „Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt — für Sie, für mich und für diesen Mann."

Der Alte blickte sie stier an, dann richtete er den Kopf empor, als hätte er sich durch eine gewaltsame Anstrengung aus seiner Bestürzung aufgerafft, seine Züge wurden drohend, er vergaß, daß sein Sohn ihn hören konnte und rief aus:

„Ich weiß auch, was mir für Sie, für mich und für diesen Mann zu thun übrig bleibt —"

„Wer ist da?" fragte Florestan überrascht.

Die Herzogin, die mit dem Vicomte zusammenzutreffen fürchtete, verschwand durch die kleine Thüre und eilte auf der verborgenen Treppe hinunter.

Florestan fragte noch einmal, wer da sei, und da er keine Antwort empfing, trat er in das Zimmer herein. — Er war mit dem Grafen allein.

Der lange Bart des alten Mannes verstellte ihn so sehr, und er war so ärmlich gekleidet, daß sein Sohn, der ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, ihn anfangs nicht erkannte und drohend auf ihn zutrat.

„Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?"

„Ich bin der Mann dieser Frau!" antwortete der Graf, indem er auf das Portrait der Frau von Saint Remy deutete.

„Mein Vater!!" rief Florestan aus, indem er erschrocken zurückwich und sich plötzlich der längst vergessenen Züge des Grafen erinnerte.

Der Graf stand da furchtbar, mit flammendem Blicke, die Stirn durch den Zorn geröthet, das weiße Haar zurückgeworfen, die Arme auf der Brust gekreuzt und blickte seinen Sohn an, der die Augen nicht zu ihm aufzuschlagen wagte.

Der Herr von Saint Remy strengte sich aus einem geheimen Grunde an, um ruhig zu bleiben.

„Mein Vater!" wiederholte Florestan mit bebender Stimme; „Sie waren hier?"

„Ich war hier —"

„Sie haben gehört?"

„Alles."

„Ach!!" rief der Vicomte schmerzlich aus, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Es trat eine kurze Pause ein.

Florestan, der anfangs über das unerwartete Erscheinen seines Vaters eben so verwundert als erschrocken war, dachte bald an den Vortheil, den er aus diesem Zufalle ziehen könnte.

„So ist noch nicht Alles verloren," sprach er bei sich. „Die Anwesenheit meines Vaters ist ein Glück. Er weiß Alles, er wird seinen Namen nicht brandmarken lassen; zwar ist er nicht reich, aber mehr als 25,000 Fres. muß er doch besitzen. — Nun klug gespielt! — Ich lasse die Herzogin ruhen und bin gerettet."

Dann gab er seinen schönen Zügen einen Ausdruck schmerzlicher Niedergeschlagenheit, befeuchtete seine Augen mit Thränen der Reue, nahm seinen pathetischen Ton an und rief, indem er die Hände mit einer verzweiflungsvollen Geberde faltete:

„Ach, Vater — Wie unglücklich bin ich! — nach so vielen Jahren Sie — in einem solchen Augenblicke wiederzusehen. Sie müssen mich für so verbrecherisch halten! Aber hören Sie mich an, ich beschwöre Sie; erlauben Sie, nicht mich zu rechtfertigen, aber Ihnen mein Verhalten zu erklären. — Wollen Sie es, Vater?"

Der Graf von Saint Remy antwortete nicht; seine Züge blieben unveränderlich; er setzte sich auf einen Sessel nieder, stützte da die Elnbogen auf, das Kinn in die hohle Hand und sah den Vicomte schweigend an. Hätte Florestan die Beweggründe gekannt, welche die Seele seines Vaters mit Haß, Zorn und Rache erfüllten, er würde, erschrocken über die scheinbare Ruhe des Grafen, ohne Zweifel nicht versucht haben, ihn irre zu führen.

Da er aber die traurigen Muthmaßungen nicht kannte, welche auf der Rechtmäßigkeit seiner Geburt lasteten, da er von dem Fehltritte seiner Mutter nichts wußte, so zweifelte Florestan

an dem Erfolge seiner Lügen nicht, da er glaubte, er habe nur das Herz eines Vaters zu erweichen, der zugleich ein Menschenfeind und sehr stolz auf seinen Namen, sich gewiß lieber zu den äußersten Opfern entschließen, als seinen Namen entehren lassen würde.

„Vater," begann Florestan schüchtern, „erlauben Sie mir, daß ich versuche, nicht die Schuld von mir zu wälzen, aber Ihnen zu sagen, durch welche Reihe von Ereignissen ich fast gegen meinen Willen zu — ich gestehe es — ehrlosen Handlungen gekommen bin."

Der Vicomte hielt das Schweigen seines Vaters für Zustimmung und fuhr fort:

„Als ich das Unglück hatte, meine Mutter, meine arme Mutter, die mich so sehr geliebt, zu verlieren, war ich erst zwanzig Jahre alt. Ich stand allein in der Welt, — ohne Rath, ohne Stütze. — Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, von Kindheit auf an den Luxus gewöhnt, wurde derselbe mir ein Bedürfniß. Da ich nicht wußte, wie schwer es ist, Geld zu verdienen, so warf ich es achtungslos hin. — Leider, — ich sage leider, weil mich dies in das Unglück gestürzt hat, zeichnete sich mein Aufwand, so toll er auch war, durch seine Eleganz aus. Ich stellte, durch meinen guten Geschmack, zehnmal reichere Leute in den Schatten. — Der erste Erfolg berauschte mich; ich wurde ein Mann des Luxus, wie man Soldat, wie man ein Staatsmann wird; ja, ich liebte den Luxus, nicht aus gemeiner Prahlerei, sondern wie der Maler die Malerkunst, wie der Dichter die Poesie liebt, und wie jeder Künstler war ich eifersüchtig auf mein Werk, und mein Werk war eben der Luxus. Ich opferte der Vollendung desselben Alles. — Ich wollte ihn schön, groß, vollständig und in allen Dingen glänzend harmonisch — von meinem Stalle bis zur Tafel, von meinem Anzuge bis zu meiner Wohnung. Mein Leben sollte gleichsam eine Lehre des Geschmacks und der Eleganz sein. Als Künstler war ich begierig auf den Beifall der Menge und auf die Bewunderung der Auserwählten, und ich erlangte diesen so seltenen Erfolg —"

Die Züge Florestan's verloren, während er so sprach, allmälig ihren erheuchelten Ausdruck, aus seinen Augen glänzte eine gewisse Begeisterung; er sprach die Wahrheit; er war an-

fangs durch diese nicht eben gewöhnliche Art, den Luxus anzusehen, verführt worden.

Der Vicomte sah seinem Vater fragend in das Gesicht; es schien etwas milder zu werden.

Er fuhr mit wachsender Aufregung fort:

„Ich war das Orakel der Mode; mein Tadel oder mein Lob galt als Gesetz; ich wurde überall genannt, nachgeahmt, gerühmt, bewundert und zwar durch die beste Gesellschaft in Paris, d. h. in Europa, in der Welt. Die Frauen theilten die allgemeine Bewunderung, die reizendsten stritten um das Vergnügen, zu den wenigen Festen zu kommen, die ich gab und überall und zu jeder Zeit begeisterte man sich über die unvergleichliche Eleganz, über den Geschmack bei diesen Festen, — dem die Millionäre weder gleichkommen noch ihn verdunkeln konnten, kurz ich war, was man den K ö n i g d e r M o d e nennt. Dies Wort wird Ihnen Alles sagen, Vater, wenn Sie es verstehen —“

„Ich verstehe es — und bin überzeugt, daß Du im Bagno irgend eine raffinirte Eleganz in der Art die Kette zu tragen erfinden würdest; dies würde Mode unter den Sträflingen werden und — à la Saint Remy heißen,“ entgegnete der Alte mit schneidender Ironie; dann setzte er hinzu: „und Saint Remy — ist m e i n N a m e!“

Er schwieg, stützte fortwährend den Elnbogen auf und das Kinn in die hohle Hand.

Florestan mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um die Wunde zu verbergen, welche ihm dieser schneidende Hohn geschlagen.

Er setzte in demüthigerem Tone hinzu:

„Ach, Vater, nicht aus Stolz erinnere ich Sie an diese Erfolge, denn, ich wiederhole es, s i e haben mich in das Unglück gestürzt. — Ich war gesucht, beneidet, geschmeichelt, — nicht durch eigennützige Schmarotzer, sondern durch Leute, die hoch über mir standen und die ich nur durch Eleganz übertraf, welche bei dem Luxus das ist, was bei den Künsten der Geschmack; — kein Wunder, daß ich allmälig schwindlig wurde. — Ich rechnete nicht mehr und es war mir auch gleichgültig, ob mein Vermögen in wenigen Jahren verschwendet war. Konnte ich dem fieberhaft aufgeregten blendenden Leben entsagen, in welchem Vergnügungen auf Vergnügungen, Genüsse auf Ge-

nüsse, Feste auf Feste, Trunkenheit jeder Art auf Wonne jeder Art folgten? Ach, wenn Sie wüßten, Vater, was es heißt, überall als Held des Tages bezeichnet zu werden, das Gemurmel zu vernehmen, wenn man in einen Salon tritt, die Diener sagen zu hören: er ist es — da ist er! Wenn Sie dies wüßten..."

„Ich weiß es," sprach der Alte ohne seine Stellung zu verändern, „ich weiß es. — Letzthin waren auf einem öffentlichen Platze viele Menschen versammelt; mit einem Male hörte man ein Gemurmel, gleich dem, das Dich empfing, wenn Du irgendwo erschienst, die Frauen namentlich sahen alle nach einem sehr hübschen Burschen hin — wie sie auf Dich sahen — sie zeigten ihn einander und sagten: er ist es — da ist er, immer als wenn von Dir die Rede gewesen wäre."

„Und dieser Mann, Vater —?"

„War ein Fälscher, den man an den Pranger stellte."

„Ach!" rief Florestan mit kaum verhaltener Wuth aus, dann erheuchelte er eine tiefe Betrübniß und setzte hinzu: — „Vater, Sie sind unbarmherzig. Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich suche mein Vergehen nicht zu leugnen, ich will nur erklären, wie ich dazu gekommen bin. Und wenn Sie mich mit blutigen Sarcasmen zu Boden drücken, ich werde meine Beichte zu Ende bringen und Ihnen die fieberhafte Aufregung begreiflich zu machen suchen, die mich in das Verderben gestürzt hat, weil Sie mich dann vielleicht beklagen. Ja, man beklagt einen Wahnsinnigen und ich war ein Wahnsinniger. Ich überließ mich mit geschlossenen Augen dem glänzenden Wirbel, in welchen ich die reizendsten Frauen, die liebenswürdigsten Männer mit mir hineinzog. Konnte ich mich zurückhalten? Dann könnte man auch zu dem Dichter sagen, der sich erschöpft, dessen Geist den Körper aufreibt: Halten Sie inne inmitten der Begeisterung, die Sie erhebt! Nein, ich, ich konnte das Königthum nicht niederlegen, mit dem ich bekleidet war, ich konnte unmöglich mit Scham bedeckt, verarmt, verspottet in den unbekannten Pöbel zurücktreten, unmöglich meinen Neidern, die ich bis dahin herausgefordert, beherrscht, zermalmt hatte, diesen Triumph lassen, — nein, nein, ich konnte es nicht, wenigstens nicht freiwillig. Da kam der Tag, an dem es mir zum ersten Male an Geld fehlte. Ich war überrascht, als wenn dies niemals hätte eintreten können. Ich besaß jedoch noch meine

Pferde, meine Wagen, das Mobiliar dieses Hauses. Nach Bezahlung meiner Schulden wären mir vielleicht 60,000 Frcs. übrig geblieben. Was konnte ich mit dieser Wenigkeit anfangen? Da, Vater, that ich den ersten Schritt auf den Weg der Schuld. — Ich war bis dahin ehrlich gewesen, — ich hatte nur ausgegeben, was mein war; damals fing ich an Schulden zu machen, die ich nicht bezahlen konnte. — Ich verkaufte Alles, was ich besaß, an zwei meiner Leute, um ihre Ansprüche an mich zu befriedigen und noch sechs Monate lang, meinen Gläubigern zum Trotze, den Luxus genießen zu können, der mir das Höchste war. Um zu erhalten, was ich zum Spiele und zu andern thörichten Ausgaben brauchte, borgte ich zuerst bei Juden, dann, um die Juden zu bezahlen, bei meinen Freunden und, um meine Freunde zu bezahlen, bei meinen Geliebten. Nachdem diese Hilfsquellen erschöpft waren, trat ein neuer Abschnitt in meinem Leben ein. — Ich wurde aus einem ehrlichen Manne ein Industrieritter, war aber noch kein Verbrecher. — Noch zögerte ich, — ich wollte einen gewaltigen Entschluß fassen. — Ich hatte in mehreren Duellen bewiesen, daß ich den Tod nicht fürchtete und wollte mir selbst das Leben nehmen —"

„Ah, wirklich?" fiel der Graf mit schneidender Ironie ein.

„Sie glauben mir nicht, Vater?"

„Es war sehr bald oder sehr spät," setzte der Alte kalt und in derselben Stellung hinzu.

Florestan glaubte seinen Vater durch die Erwähnung seines beabsichtigten Selbstmordes gerührt zu haben und hielt es für nöthig, einen neuen Theatercoup zu versuchen.

Er öffnete einen Secretair, nahm ein grünliches Glasfläschchen heraus und sagte, indem er dasselbe auf den Kamin stellte:

„Ein italienischer Charlatan verkaufte mir dies Gift —"

„Und das Gift — war für Dich?" fragte der Alte, der sich noch immer aufstützte.

Florestan verstand die Bedeutung dieser Worte recht wohl und seine Züge drückten diesmal wirklichen Unwillen aus, denn er hatte die Wahrheit gesagt.

Es war ihm eines Tages wirklich flüchtig in den Sinn gekommen sich zu tödten; Leute dieser Art sind zu feig, als daß sie sich kaltblütig und ohne Zeugen zu einem Tode entschließen

könnten, dem sie aus Ehrgeiz in einem Zweikampf entgegentreten.

Er sagte deshalb mit dem Tone der Wahrheit:

„Ich bin sehr tief gefallen, aber doch nicht so tief, Vater. — Ich bewahrte dieses Gift für mich auf —"

„Du fürchtetest Dich aber davor?" fragte der Graf, ohne seine Stellung zu ändern.

„Ich gestehe es, ich schauderte vor diesem entsetzlichen letzten Mittel zurück; es war noch nicht alles verloren; die Personen, die mir das Geld geliehen hatten, waren reich und konnten warten. In meinem Alter, bei meinen Bekanntschaften hoffte ich, wenn auch nicht meine Verhältnisse gänzlich wieder herzustellen, so doch mir eine ehrenvolle unabhängige Stellung zu verschaffen. Mehrere meiner Freunde, die von der Natur vielleicht mehr vernachlässigt waren als ich, hatten in der Diplomatie schnell ihr Glück gemacht. Mich wandelte der Ehrgeiz an. — Ich brauchte nur zu wollen und wurde der Gesandtschaft in Gerolstein beigegeben. Leider brachte mich einige Tage nach dieser Ernennung eine Spielschuld an einen Mann, den ich haßte, in eine entsetzliche Verlegenheit. — Alle meine Hilfsquellen waren erschöpft. — Da fiel mir ein schlimmer Gedanke ein. — Ich hielt mich vor aller Strafe sicher und beging eine ehrlose Handlung. — Sie kennen sie, Vater, ich habe Ihnen nichts verheimlicht, ich gestehe mein schimpfliches Verhalten und suche es nicht zu beschönigen. Jetzt sind mir zwei Auswege offen und ich bin zu beiden entschlossen, — ich nehme mir entweder das Leben und lasse Ihren Namen entehren, denn wenn ich nicht heute noch 25,000 Frcs. zahle, wird die Klage angestellt, es giebt ein Scandal und ich bin, todt oder lebendig, gebrandmarkt; oder ich werfe mich in Ihre Arme, Vater, und sage: retten Sie Ihren Sohn, retten Sie Ihren Namen, und ich schwöre, morgen nach Algier abzureisen, Soldat zu werden und da das Leben zu verlieren oder gereinigt einst zurückzukehren. — Ich kann nicht anders. — Entscheiden Sie nun, — entweder ich sterbe mit Schande bedeckt oder ich lebe, durch Sie gerettet, um meinen Fehler wieder gut zu machen. — Es sind dies nicht Drohungen und Worte eines jungen Mannes; ich bin fünf und zwanzig Jahre alt, führe Ihren Namen und habe Muth genug, mich zu tödten oder Soldat zu werden, — denn in das Zuchthaus will ich nicht wandern."

Der Graf stand auf.

„Meinen Namen will ich nicht entehren lassen,“ sagte er kalt zu Florestan.

„Ach, mein Vater, mein Vater!“ rief der Vicomte mit Wärme aus und er wollte sich in die Arme seines Vaters stürzen, der ihn aber mit einer eiskalten Geberde zurück wies.

„Man erwartet Dich bis drei Uhr — bei dem Manne, der den falschen Wechsel hat?“

„Ja, Vater, und jetzt ist es zwei Uhr.“

„Gieb mir Papier, Feder und Dinte —“

„Hier, Vater.“

Der Graf setzte sich an Florestan's Schreibtische nieder und schrieb mit fester Hand:

„Ich verpflichte mich, heute Abend um zehn Uhr die 25,000 Francs zu bezahlen, die mein Sohn schuldig ist.

„Graf von Saint Remy.“

„Dein Gläubiger verlangt nur Geld; trotz seiner Drohungen wird er Dir in Folge meines Versprechens einen neuen Aufschub bewilligen. Er mag zu dem Bankier Dupont gehen, der für die Bezahlung bürgen wird —“

„Ach, mein Vater, wie werde ich —“

„Du wirst mich diesen Abend erwarten; um zehn Uhr bringe ich das Geld. — Dein Gläubiger mag hierher kommen —“

„Ja, Vater, und übermorgen reise ich nach Afrika ab. — Sie werden sehen, ob ich undankbar bin. — Wenn ich abgebüßt habe, nehmen Sie vielleicht auch meinen Dank an —“

„Du bist mir nichts schuldig; ich habe gesagt, mein Name solle nicht mehr entehrt werden und er wird nicht entehrt werden,“ antwortete der Graf indem er seinen Stock nahm, den er auf den Schreibtisch gelegt hatte, und nach der Thüre zu ging.

„Reichen Sie mir nicht wenigstens die Hand, Vater?“ begann Florestan von neuem und in bittendem Tone.

„Hier, heute Abend um zehn Uhr,“ sagte der Graf, der seine Hand dem Sohne versagte und fortging.

„Gerettet!“ rief Florestan fröhlich aus. „Gerettet!“ Nach einer kurzen Pause begann er von neuem: — „Gerettet, — so ziemlich — doch gleichviel — Gestehe ich ihm heute Abend vielleicht auch die andere Geschichte? — er ist einmal im Zuge. — Er wird auf so gutem Wege nicht stehen bleiben, da

sein erstes Opfer ohne ein zweites gar nichts nützt. — Aber warum soll ich es ihm sagen? Wer wird es erfahren? — Nun, wenn nichts herauskommt, so behalte ich das Geld, das er mir geben wird, um diese letzte Schuld zu tilgen. — Wie schwer ist es mir geworden, diesen harten Mann zu erweichen! Seine bittern Sarcasmen erregten in mir Zweifel an seiner guten Absicht, aber meine Drohung mit dem Selbstmorde und die Furcht, seinen Namen beschimpft zu sehen, haben ihn zum Entschlusse gezwungen; ich traf ihn an der rechten Stelle. — Er scheint weniger arm zu sein, als er sich stellt. — Wahrscheinlich hat er bei seiner Lebensweise hübsch erspart. Seine Ankunft ist wirklich ein außerordentliches Glück für mich. — Er sieht so rauh und hart aus, ist im Grunde aber doch wohl ein gutmüthiger Mann. Nun fort zu dem Huissier."

Er klingelte; Herr Boyer erschien.

„Warum haben Sie mir nicht angezeigt, daß mein Vater hier sei? — Es ist dies eine Nachlässigkeit —"

„Ich versuchte zwei Mal den Herrn Vicomte anzureden, der mit Badinot durch den Garten kam, aber der Herr Vicomte achtete nur auf das Gespräch mit dem Herrn Badinot und winkte mir, ihn nicht zu stören; da erlaubte ich mir nicht, zudringlich zu erscheinen. — Es würde mir sehr leid thun, wenn der Herr Vicomte mich einer Nachlässigkeit schuldig hielte —"

„Es ist gut. — Sagen Sie Patterson, er möge mir sogleich den Orion — nein den Plover an das Cabriolet anspannen lassen —"

Boyer verneigte sich ehrerbietig.

In dem Augenblicke, als er fortgehen wollte, wurde an die Thüre geklopft.

Boyer sah den Vicomte fragend an.

„Herein!" rief Florestan.

Ein zweiter Kammerdiener erschien, der einen kleinen vergoldeten silbernen Teller in der Hand hielt.

Boyer nahm den Teller und reichte ihn dem Vicomte.

Dieser nahm ein ziemlich dickes schwarz gesiegeltes Packet.

Die beiden Diener entfernten sich.

Florestan erbrach das Siegel. — In dem Packet lagen 25,000 Francs in Schatzscheinen, — sonst nichts.

„Nun, der heutige Tag ist ein ganz besonders glücklicher!" rief er aus. „Gerettet! Diesmal vollständig gerettet! Ich eile

zu dem Juwelier — aber — vielleicht — Es wird doch besser sein zu warten, — man kann keinen Verdacht gegen mich haben. Die 25,000 Francs behalte ich vor der Hand. — Ich war sehr thöricht, an meinem glücklichen Stern zu zweifeln. Erscheint er nicht glänzender als je, als ich ihn verdunkelt hielt? Aber woher kommt das Geld? — Die Handschrift der Adresse ist mir unbekannt — das Siegel? — richtig ein N. und L. Von Clotilden! Wie hat sie erfahren? Und kein Wort geschrieben? das ist seltsam... Jetzt fällt mir ein, ich hatte ihr ein Rendezvous für diesen Vormittag zugesagt — das habe ich über den Drohungen Badinot's ganz vergessen. Sie wird auf mich gewartet haben und wieder fortgegangen sein. Ohne Zweifel ist diese Sendung eine feine Andeutung, sie fürchte wegen Geldverlegenheiten vergessen zu werden. — Ja, es ist ein indirecter Vorwurf — daß ich mich nicht wie immer an sie gewendet. Die gute Clotilde, — sie bleibt sich immer gleich, freigebig wie eine Königin. — Schade, daß ich mit ihr schon so weit gekommen bin, sie ist noch so hübsch. — Bisweilen bedaure ich es, — freilich wendete ich mich erst in der größten Noth an sie, — ich war dazu gezwungen."

„Das Cabriolet des Herrn Vicomte steht bereit," meldete Boyer.

„Wer hat dieses Packet gebracht?" fragte Florestan.

„Ich weiß es nicht, Herr Vicomte."

„Ich werde unten fragen. Aber, sagen Sie mir, ist Niemand im Parterre gewesen?" setzte der Vicomte mit einem bedeutungsvollen Blick auf Boyer hinzu.

„Es ist Niemand mehr da, Herr Vicomte."

„Ich habe mich nicht geirrt," dachte Florestan; — „Clotilde hat auf mich gewartet und ist fortgegangen."

„Wollen der Herr Vicomte mir zwei Minuten schenken?" fragte Boyer.

„Sprechen Sie, aber schnell —"

„Patterson und ich haben erfahren, der Herr Herzog von Montbrison wünsche sein Haus einzurichten, — wenn der Herr Vicomte so gütig sein und ihm vorschlagen wollte, das Ihrige wie es ist zu übernehmen, mit dem Stalle, so würde dies für Patterson und mich eine gute Gelegenheit sein alles los zu werden und für den Herrn Vicomte vielleicht eine gute Gelegenheit, den Verkauf zu motiviren."

„Sie haben vielleicht Recht, Boyer, was mich betrifft — Ich ziehe das vor, — werde Montbrison aufsuchen und mit ihm sprechen. Was verlangen Sie?"

„Der Herr Vicomte sieht ein, daß wir so viel als möglich zu verdienen suchen müssen."

„Nichts einfacher — also der Preis?"

„Das Ganze 260,000 Francs, Herr Vicomte."

„Und dabei verdienen Sie und Patterson?"

„Ungefähr 40,000 Francs, Herr Vicomte."

„Schön. — Ich bin es zufrieden, denn Sie haben mir treu gedient. — Hätte ich ein Testament zu machen gehabt, würde ich eine solche Summe Ihnen hinterlassen haben."

Der Vicomte ging fort, um sich zuerst zu seinem Gläubiger, dann zu der Herzogin von Lucenay zu begeben, da er nicht ahnete, daß diese das Gespräch mit Badinot gehört hatte.

III.

Die Zusammenkunft.

Der Palast Lucenay war eine jener wahrhaft königlichen Wohnungen in der Vorstadt Saint Germain, die wegen des verschwendeten Raumes so großartig sind. Ein modernes Haus fände recht wohl Platz in dem Treppenraume eines jener Paläste, und an der Stelle, wo sie stehen, würde man jetzt eine ganze Straße anlegen.

Gegen neun Uhr Abends an demselben Tage öffneten sich die breiten Flügel des gewaltigen Portals jenes Palastes vor einem prächtigen Coupé, das gewandt einen Halbkreis in dem unermeßlichen Hofe beschrieb und vor breiten Stufen hielt, welche in ein erstes Vorzimmer führten.

Während die beiden kräftigen und feurigen Pferde auf dem schallenden Pflaster des Hofes scharrten, öffnete ein riesenhafter Diener den wappengeschmückten Wagenschlag. Ein junger Mann sprang gewandt heraus und nicht minder rasch die fünf oder sechs Stufen vor dem Hause hinauf.

Der junge Mann war der Vicomte von Saint Remy.

Nachdem er bei seinem Gläubiger gewesen, der, durch die Zahlungszusage des Vaters Florestan's befriedigt, die Gestundung bewilligte und Abends das Geld abzuholen versprach, begab sich der Vicomte zu der Herzogin von Lucenay, um ihr für den neuen Dienst zu danken, den sie ihm geleistet. Da er die Herzogin früh nicht gesehen, so erschien er triumphirend, fest überzeugt, sie in prima sera, zu der Zeit zu finden, in welcher sie ihn gewöhnlich empfing.

An der Beeiferung der beiden Diener im Vorzimmer, die sich beeilten, die Glasthüre zu öffnen, sobald sie den Wagen Florestan's erkannt hatten, an dem ehrerbietigen Wesen, mit welchem alle übrigen Diener sich erhoben, an denen der Vicomte vorbeikam, errieth man leicht den zweiten oder vielmehr den ersten Herrn des Hauses.

Wenn der Herzog von Lucenay, den Regenschirm in der Hand und mit großen Ueberschuhen an den Füßen erschien (er mochte am Tage sich nie des Wagens bedienen), so zeigten sich die Diener eben so diensteifrig und ehrerbietig, der aufmerksame Beobachter konnte aber doch einen großen Unterschied zwischen dem Empfange wahrnehmen, der dem Gemahl und jenem, welcher dem Geliebten der Frau vom Hause zu Theil wurde.

Derselbe Diensteifer zeigte sich im Zimmer bei den Kammerdienern, als Florestan da eintrat; sogleich ging einer vor ihm her, um ihn bei der Herzogin von Lucenay anzumelden.

Nie war der Vicomte eitler gewesen, nie hatte er sich leichter, seiner selbst sicherer, siegesbewußter gefühlt.

Der Sieg, den er früh über seinen Vater davon getragen, der neue Beweis von Zuneigung der Herzogin von Lucenay, die Freude über die wunderbare Erlösung aus einer so schrecklichen Lage und sein dankbares Vertrauen auf seinen Glücksstern gaben seinem hübschen Gesicht einen Ausdruck von guter Laune und Keckheit, der es noch verführerischer machte. Seine schlanke biegsame Gestalt hatte sich nie stolzer emporgerichtet; nie hatte er den Kopf höher getragen; nie war sein Stolz wonniger durch den Gedanken gekitzelt worden: die vornehme Dame, die Herrin dieses Palastes, ist mein, liegt zu meinen Füßen, — noch diesen Vormittag wartete sie bei mir auf mich —"

Florestan war mit diesen schmeichelhaften Gedanken beschäftigt, während er durch drei bis vier Zimmer schritt, welche

in das kleine Gemach führten, in welchem sich die Herzogin gewöhnlich aufhielt.

Ein letzter Blick, den Florestan in einen Spiegel warf, vollendete die vortreffliche Meinung, die er von sich selbst hatte.

Ein Kammerdiener öffnete die beiden Flügel der Thüre und meldete:

„Herr Vicomte von Saint Remy —"

Das Staunen und der Unwille der Herzogin lassen sich nicht beschreiben.

Sie glaubte, der Graf habe seinem Sohn nicht verschwiegen, daß auch sie alles gehört.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Liebe der Herzogin von Lucenay, sobald dieselbe erfahren, daß Florestan ehrlos sei, plötzlich erloschen war und sich in eiskalte Verachtung verwandelt hatte.

Wir haben auch angeführt, daß die Herzogin trotz ihrer Leichtfertigkeit und ihren Verirrungen ihre Ansichten über Rechtlichkeit, Ehre und ritterliche Treue rein und unverletzt erhalten hatte, daß sie mit ihren Fehlern gute Eigenschaften, mit ihren Lastern Tugenden verband, daß sie die Liebe so behandelte, wie sie sonst nur von Männern behandelt wird, daß sie aber auch die Aufopferung, den Edelmuth, den Muth und vor allem den Abscheu vor jeder Niederträchtigkeit eben so weit, vielleicht noch weiter trieb als ein Mann.

Da die Herzogin an diesem Abende eine Gesellschaft besuchen wollte, so war sie, wenn auch ohne Diamanten, mit ihrem gewöhnlichen Geschmack und reich wie gewöhnlich gekleidet; ihr prachtvoller Anzug, das lebhafte Roth, das sie ungescheut trug, ihre besonders bei Licht blendende Schönheit, ihr Wuchs, der dem „einer über Wolken schreitenden Göttin" glich, hoben ihr vornehmes Wesen noch mehr hervor, das Niemand in demselben Grade besaß wie sie und das sie im Nothfalle so weit trieb, daß es verletzend wurde.

Man kennt bereits den stolzen, entschlossenen Charakter der Herzogin; man denke sich also ihr Gesicht, ihren Blick, als der Vicomte feierlich, lächelnd, vertrauensvoll zu ihr trat und liebevoll zu ihr sagte:

„Meine liebe Clotilde, wie gütig Sie sind, wie —"

Er konnte nicht ausreden.

Die Herzogin saß und sie rührte sich nicht, aber ihre Hal-

tung, ihr Blick verriethen eine so ruhige, so vernichtende Verachtung, daß Florestan kurz abbrach —

Er vermochte kein Wort mehr zu sagen, keinen Schritt weiter zu thun —

Die Herzogin hatte sich ihm nie so gezeigt. Er konnte nicht glauben, daß es dieselbe Frau sei, die er so oft sanft, zärtlich, leidenschaftlich unterwürfig gefunden hatte, denn nichts ist demüthiger und schüchterner als eine entschlossene Frau dem Manne gegenüber, welchen sie liebt und der sie beherrscht.

Nachdem die erste Verwunderung vorüber war, schämte sich Florestan seiner Schwäche und seine gewöhnliche Keckheit erlangte die Oberhand wieder. Er trat einen Schritt näher an die Herzogin, um die Hand derselben zu ergreifen und sagte in dem schmeichelndsten Tone:

„Mein Gott, Clotilde, was ist Dir? — Ich habe Dich nie so schön gesehen und doch —"

„Diese Frechheit geht zu weit!" rief die Herzogin, indem sie mit so viel Abscheu und Stolz zurückwich, daß Florestan von neuem wie niedergedonnert dastand.

Er sammelte sich indeß allmälig wieder etwas und sagte:

„Wollen Sie mir wenigstens die Ursache dieser plötzlichen Veränderung erklären? Was habe ich Ihnen zu Leid gethan? Was verlangen Sie?"

Die Herzogin maß ihn, wie man zu sagen pflegt, vom Kopf bis zum Fuße, ohne zu antworten, mit so verletzender Miene, daß Florestan vor Zorn erröthete und ausrief:

„Ich weiß, Madame, daß Sie bisweilen plötzlich einen Bruch herbeiführen. — Wünschen Sie unser Verhältniß abzubrechen?"

„Eine seltsame Anmaßung!" sprach die Herzogin mit höhnischem Lachen; „wenn ein Diener mich bestiehlt, so breche ich nicht mit ihm, sondern ich jage ihn aus dem Hause —"

„Madame!"

„Endigen wir," sprach die Herzogin in beleidigendem Tone weiter; „Ihre Anwesenheit ist mir widerwärtig. — Was wollen Sie hier? Haben Sie Ihr Geld nicht erhalten?"

„Es war also wahr? — Ich habe recht gerathen? Diese 25,000 Francs —"

„Ihr letzter falscher Wechsel ist zurückgenommen, nicht

wahr? die Ehre des Namens Ihrer Familie gerettet? — Gut, — nun gehen Sie —"

„Glauben Sie —"

„Das Geld dauert mich, ich hätte so viel ehrliche Leute damit unterstützen können, — aber ich mußte an die Beschimpfung Ihres Vaters und die meinige denken —"

„Sie wissen also alles, Clotilde? Ach, nun bleibt mir nichts übrig als zu sterben!" rief Florestan in dem pathetischesten und verzweiflungsvollsten Tone aus.

Die Herzogin erwiederte diesen tragischen Ausruf mit lautem Lachen und sagte dann:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Niederträchtigkeit so lächerlich sein könnte —"

„Madame!" entgegnete Florestan, aus dessen Zügen die heftigste Wuth sprach.

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren geräuschvoll geöffnet und man meldete:

„Der Herr Herzog von Montbrison!"

Trotz seiner Kunst der Selbstbeherrschung konnte Florestan seine Aufregung doch kaum verbergen und ein erfahrnerer Mann als der Herzog würde sie bemerkt haben.

Der Herzog von Montbrison war kaum achtzehn Jahre alt.

Man denke sich ein allerliebstes junges Mädchengesicht, wie Milch und Blut, dessen rothe Lippen und weiches Kinn durch einen keimenden Bart dicht beschattet werden; man füge große braune noch etwas schüchterne Augen hinzu, eine ebenso schlanke Taille wie die der Herzogin und man wird sich vielleicht eine Vorstellung von dem jungen Herzoge machen können.

Der Vicomte war so schwach oder so keck, zu bleiben.

„Wie freundlich, Conrad, daß Du diesen Abend an mich gedacht hast!" sagte die Herzogin in dem liebevollsten Tone, indem sie dem jungen Herzoge ihre schöne Hand reichte.

Er wollte sie herzlich drücken, Clotilde zog sie aber leicht in die Höhe und sagte heiter:

„Küsse sie, Vetter, Du hast Handschuhe an."

„Ich bitte um Vergebung, Cousine," sagte der junge Mann und er drückte seine Lippen auf die ihm gebotene reizende Hand.

„Was hast Du heute Abend vor, Conrad?" fragte die Herzogin, die sich nicht im mindesten um den Vicomte zu kümmern schien.

„Nichts, Cousine; von hier gehe ich in den Club.“

„Keineswegs, Du wirst mich und meinen Mann zu der Frau von Senneval begleiten; sie hat mich schon mehrmals ersucht, Dich ihr vorzustellen —“

„Cousine, ich füge mich mit Vergnügen in Deinen Befehl.“

„Offen gestanden, ich sehe es nicht gern, daß Du Dich schon so an den Club gewöhnst, Du besitzest alles, um in der Gesellschaft gut aufgenommen, selbst gesucht zu werden — Du mußt also häufig in Gesellschaft erscheinen —“

„Ich werde es thun, Cousine —“

„Und da ich so ziemlich wie eine Großmutter zu Dir stehe, lieber Conrad, so werde ich mancherlei verlangen. Du bist zwar mündig, aber ich glaube, Du wirst eine Art Vormundschaft noch lange bedürfen. Du mußt Dich entschließen, Dich unter die meinige zu stellen —“

„Mit Freuden, mit Vergnügen, Cousine,“ fiel der junge Herzog rasch ein.

Die stumme Wuth Florestan's, der, auf den Kamin gestützt, dastand, läßt sich nicht beschreiben.

Weder der Herzog, noch Clotilde achteten auf ihn. Da er wohl wußte, wie schnell sich die Herzogin von Lucenay entschied, so bildete er sich ein, sie treibe die Keckheit und Verachtung so weit, daß sie in seiner Gegenwart und sofort eine regelmäßige Koketterie mit dem Herzoge von Montbrison anfange.

Das war keineswegs der Fall; die Herzogin empfand für ihren Vetter eine ganz mütterliche Zuneigung, da sie ihn fast hatte geboren werden sehen. Der junge Herzog war aber sehr hübsch und die freundliche Aufnahme bei seiner Cousine schien ihn so fröhlich zu machen, daß die Eifersucht oder vielmehr der Stolz Florestan's sich verletzt fühlte; sein Herz wand sich unter den schmerzlichen Stichen des Neides, den er gegen Montbrison empfand, der, reich und schön, so glänzend in dieses Leben voll Vergnügungen und Festlichkeiten eintrat, aus welchem er verarmt, gebrandmarkt, verachtet und entehrt heraustrat.

Herr von St. Remy besaß jenen Verstandesmuth, wenn man es so nennen kann, mit welchem ein Mann aus Eitelkeit oder Zorn in einem Zweikampfe auftritt; dagegen ging ihm jener Muth des Herzens ab, der über schlechte Neigungen siegt oder doch wenigstens die nöthige Energie giebt, um durch einen freiwilligen Tod der Schande zu entgehen.

Herr von Saint Remy war wüthend über die Verachtung, die ihm die Herzogin zeigte, sah in dem jungen Herzoge seinen Nachfolger in ihrer Gunst und nahm sich vor, an Keckheit mit der Herzogin zu wetteifern, im Nothfalle selbst Streit mit Conrad zu suchen.

Die Herzogin, die über die Kühnheit Florestan's empört war, sah ihn nicht an und Montbrison, der in seinem Eifer seiner Cousine gegenüber die Schicklichkeit fast etwas aus den Augen setzte, hatte den Vicomte, den er doch kannte, weder gegrüßt, noch ein Wort mit ihm gesprochen.

Dieser trat jetzt zu Conrad, welcher ihm den Rücken zukehrte, berührte leicht seinen Arm und sagte in trocknem ironischem Tone:

„Guten Abend, Herr..., ich bitte um Vergebung, daß ich Sie nicht bemerkt habe —"

Montbrison glaubte wirklich sich gegen die Schicklichkeit vergangen zu haben, drehte sich rasch um und sagte herzlich zu dem Vicomte:

„Sie machen mich verlegen, — aber ich hoffe, meine Cousine, die Ursache meiner Zerstreuung, wird mich bei Ihnen entschuldigen und —"

„Conrad," sagte die Herzogin, durch die Unverschämtheit Florestan's zum Aeußersten gebracht, der sie nicht verließ, ihr zum Trotz, wie es schien, „Conrad, schon gut; keine Entschuldigung, — es lohnt ja nicht der Mühe —"

Montbrison, der glaubte, seine Cousine mache ihm scherzend den Vorwurf, daß er zu förmlich sei, sagte darauf heiter zu dem Vicomte, der bleich vor Zorn war:

„Nun, ich will nicht darauf bestehen, — da meine Cousine es verbietet. — Sie sehen, die Vormundschaft beginnt bereits —"

„Sie wird dabei nicht stehen bleiben, mein lieber Herr, glauben Sie mir. In dieser Voraussicht (welche die Frau Herzogin ohne Zweifel zu verwirklichen sich beeilen wird) möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen —"

„Mir?" fragte Conrad, den der höhnische Ton Florestan's zu verletzen anfing —

„Ja, Ihnen. — Ich reise nach einigen Tagen zur Gesandtschaft in Gerolstein ab, der ich beigegeben bin. — Ich wünsche mein Haus, wie es meublirt ist, meine Pferde und

Wagen zu verkaufen; Sie werden sich auch einrichten müssen —" Und der Vicomte betonte die letzten Worte stark, indem er die Herzogin ansah. — „Es wird pikant, nicht wahr, Frau Herzogin?"

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Montbrison, dessen Verwunderung höher und höher stieg.

„Ich werde Dir sagen, Conrad, warum Du dies Anerbieten nicht annehmen kannst," fiel Clotilde ein.

„Warum kann der Herr mein Anerbieten nicht annehmen, Frau Herzogin?"

„Lieber Conrad, was Dir zum Kaufe angeboten wird, ist bereits verkauft; Du siehst ein, — daß Du beraubt würdest, wie in einem Walde —"

Florestan biß sich vor Wuth auf die Lippe.

„Sprechen Sie vorsichtiger, Madame," sagte er.

„Wie? Drohungen — hier — mein Herr?" fragte Conrad.

„Achte nicht darauf, Conrad," entgegnete die Herzogin, die mit unveränderlicher Kaltblütigkeit eine Bonbonniere öffnete, — „ein Mann von Ehre kann und darf sich mit dem Herrn da nicht compromittiren. Wenn er darauf besteht, will ich Dir auch sagen warum —"

Es wäre vielleicht zu einem schrecklichen Auftritte gekommen, in diesem Augenblicke aber wurde die Thüre wieder geöffnet und der Herzog von Lucenay trat herein, geräuschvoll, rücksichtslos wie gewöhnlich.

„Schon bereit?" sagte er zu seiner Frau; „das ist ja staunenswerth, überraschend. — Guten Abend, Saint Remy, guten Abend, Conrad ... Ihr seht den verzweiflungsvollsten Menschen vor Euch, d. h. ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht mehr, — ich kann mich nicht daran gewöhnen, — der arme Harville! welches Unglück!"

Und er warf sich auf einen Lehnstuhl, schleuderte mit einer Geberde der Verzweiflung den Hut weit weg, legte das linke Bein auf das rechte Knie, nahm den Fuß in die Hand und jammerte trostlos.

Die Aufregung Conrad's und Florestan's konnte sich beruhigen, ohne daß der Herzog von Lucenay etwas merkte, der übrigens überhaupt nicht zu den Hellsehenden gehörte.

Die Herzogin ihrerseits sagte zu ihrem Gemahle, — nicht aus Verlegenheit, denn sie war, wie man weiß, nicht die Frau,

die in Verlegenheit kam, sondern weil die Anwesenheit Florestan's ihr unerträglich wurde:

„Wenn Du willst, brechen wir auf; ich stelle Conrad der Frau von Senneval vor —"

„Nein, nein, nein!" schrie der Herzog laut auf, indem er seinen Fuß losließ und mit beiden Händen auf die Kissen schlug zum großen Schrecken Clotildens, die bei dem unerwarteten Aufschreien ihres Gemahls von ihrem Sessel aufsprang.

„Gott, was ist Dir?" sagte sie zu ihm; „Du erschreckst mich —"

„Nein!" wiederholte der Herzog, der jetzt die Kissen zurückwarf, aufsprang und gesticulirend umherlief, „ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der arme Harville todt sei. — Sie, Saint Remy?"

„Das ist ein entsetzliches Unglück," entgegnete der Vicomte, der, Haß und Wuth im Herzen, das Auge des jungen Herzogs von Montbrison suchte. Dieser aber wendete nach den letzten Worten seiner Cousine, nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Stolz, das Gesicht von einem so gebrandmarkten Manne ab.

„Ich bitte," sagte die Herzogin zu ihrem Gemahle, „beklage den Herrn von Harville nicht auf so geräuschvolle, so ungewöhnliche Weise. Sei so gut und klingele, um meine Leute zu rufen —"

„Es ist wahr," entgegnete der Herzog von Lucenay, indem er die Klingelschnur erfaßte; „vor drei Tagen war er lebensfrisch und gesund und was ist nun von ihm übrig? — Nichts — nichts — nichts!!"

Diese letzten drei Worte begleitete er mit drei so heftigen Zügen an der Klingelschnur, welche er gesticulirend in der Hand hielt, daß sie oben abriß, auf einen Candelaber mit brennenden Kerzen fiel und zwei derselben herunterwarf. Die eine fiel auf den Kamin und zerbrach eine allerliebste kleine Porzellanvase, die andere rollte am Boden auf einen Hermelinteppich hin, der Feuer fing, von den Füßen Conrad's aber sogleich ausgetreten wurde. In demselben Augenblicke kamen zwei durch dieses fürchterliche Schellen gerufene Kammerdiener eilig herbei. Der Herzog hielt den Klingelzug noch in der Hand, die Herzogin lachte laut über den Kerzenfall und der Herzog von Montbrison theilte die Lachlust seiner Cousine.

Nur Saint Remy lachte nicht.

Der Herzog von Lucenay, der an solche Vorfälle gewöhnt war, blieb vollkommen ernst, warf den Klingelzug einem der Leute zu und sagte:

„Den Wagen der Herzogin!"

Nachdem Clotilde sich etwas beruhigt hatte, sagte sie:

„Kein Mensch in der Welt außer Dir vermag über ein so beklagenswerthes Ereigniß Lachen zu erregen —"

„Beklagenswerth! sage: entsetzlich, schauderhaft. Siehst Du, seit gestern denke ich darüber nach, wie viel Personen, selbst aus meiner eigenen Familie, ich statt des armen Harville hätte mögen sterben sehen. Mein Neffe Emberval z. B., der wegen seines Stotterns so langweilig ist, oder Deine Tante Merinville, die immer von ihren Nerven, von ihrer Migraine spricht und alle Tage vor dem Diner ein Frühstück hält wie eine Portiersfrau! — Liegt Dir viel an Deiner Tante Merinville?"

„Du bist ein Narr," antwortete die Herzogin achselzuckend.

„Ich spreche in vollem Ernst," fuhr der Herzog fort; „für einen Freund giebt man zwanzig Leute hin, die Einem gleichgültig sind, nicht wahr, Saint Remy?"

„Ohne Zweifel —"

„Es ist immer die alte Geschichte von dem Schneider. Kennst Du die Geschichte von dem Schneider, Conrad?"

„Nein."

„Du wirst die Allegorie sogleich begreifen. Ein Schneider soll gehangen werden; das Städtchen hat aber keinen andern Schneider außer ihm —; was machen die Einwohner? Sie sagen zu dem Richter: Herr Richter, wir haben nur den einen Schneider, aber drei Schuhmacher; wenn es Ihnen recht wäre, daß einer von den drei Schuhmachern gehangen würde, so hätten wir doch immer noch zwei und folglich genug. — Verstehst Du die Allegorie, Conrad?"

„Ja —"

„Und Sie, Saint Remy?"

„Ich auch —"

„Der Wagen der Frau Herzogin!" sagte ein Diener.

„Warum hast Du Deine Diamanten nicht angelegt?" sagte Lucenay plötzlich; „zu diesem Anzuge müßten sie prächtig aussehen —"

Saint Remy erbebte.

„Da wir so selten mit einander in Gesellschaft gehen," fuhr der Herzog fort, „so hättest Du mir zu Ehren wohl die Diamanten anlegen können. — Ach, die Diamanten der Herzogin sind schön! Haben Sie dieselben schon gesehen, Saint Remy?"

„Ja — der Herr kennt sie — sehr genau," sagte Clotilde, die sodann hinzusetzte: „Deinen Arm, Conrad —"

Lucenay folgte der Herzogin mit Saint Remy, der kaum noch an sich halten konnte.

„Kommen Sie nicht mit uns zu Sennevals, Saint Remy?" fragte ihn Lucenay.

„Nein, — es ist mir nicht möglich," antwortete er barsch.

„Sehen Sie, Saint Remy, die Frau von Senneval ist auch eine Person, — was sage ich eine? — zwei, die ich gern opferte; denn ihr Mann steht auch mit auf meiner Liste —"

„Auf welcher Liste?"

„Auf der Liste der Leute, die ich sehr gern hätte sterben sehen, wenn uns Harville geblieben wäre —"

In dem Augenblicke, als in dem Wartezimmer Montbrison der Herzogin den Mantel umgab, sagte Lucenay zu seinem Cousin:

„Da Du uns begleitest, Conrad, so sage doch Deinem Wagen, er möge uns folgen, — Sie müßten denn mitkommen, Saint Remy — Ich würde Ihnen dann einen Platz anbieten und Ihnen eine andere hübsche Geschichte erzählen, die so gut ist wie die von dem Schneider —"

„Ich danke Ihnen," sagte Saint Remy trocken; „ich kann Sie nicht begleiten —"

„Dann auf Wiedersehen ... Haben Sie sich mit meiner Frau gezankt? Sie steigt ja in den Wagen, ohne Ihnen ein Wort zu sagen —"

Die Herzogin stieg wirklich rasch in den Wagen, sobald derselbe vorgefahren war.

„Vetter?" sagte Conrad, der aus Artigkeit auf Lucenay wartete.

„Steige immer ein!" antwortete der Herzog, der einen Augenblick auf den Stufen vor dem Hause stehen blieb und das elegante Gespann des Vicomte betrachtete.

„Das sind Ihre Braunen, Saint Remy?"

„Ja —“

„Und Ihr dicker Patterson — welche Tournüre! Das nenn' ich mir den Kutscher eines guten Hauses! Wie er die Pferde in der Hand hat! Das muß wahr sein, in Allem hat der verfluchte Saint Remy das Beste —“

„Die Frau Herzogin und Ihr Vetter warten auf Sie,“ sagte Saint Remy bitter.

„Sie haben Recht —, ich bin recht grob. — Auf Wiedersehen, Saint Remy. — Bald hätte ich vergessen,“ sagte der Herzog, indem er noch einmal stehen blieb, „wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, essen Sie morgen bei uns. — Lord Dudley hat mir Haidehühner aus Schottland geschickt. — Das sind monströse Dinger! Sie kommen, nicht wahr?“

Und der Herzog stieg in den Wagen.

Saint Remy, der nun allein auf den Stufen stand, sah dem dahinrollenden Wagen nach.

Der seinige fuhr vor.

Er stieg ein und warf einen Blick voll Zorn, Haß und Verzweiflung auf das Haus, das er so oft als Herr betreten hatte, aus dem er nun so schimpflich verjagt war.

„Nach Hause!“ sagte er.

„In das Hôtel!“ sagte der Bediente zu dem Kutscher, indem er den Schlag zuwarf.

Die bittern Gedanken Saint Remy's, als er nach Hause kam, kann man sich denken.

In dem Augenblicke, als er in dasselbe trat, sagte Boyer, der ihn unten erwartete:

„Der Herr Graf ist da und wartet auf den Herrn Vicomte —“

„Schon gut.“

„Auch ein Mann ist da, den der Herr Vicomte um zehn Uhr bestellt hat, Herr Petit-Jean.“

„Gut, gut!“

„Welcher Abend!“ dachte Florestan, als er zu seinem Vater hinaufging, den er in dem Zimmer fand, in welchem das Gespräch früh stattgefunden hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung, lieber Vater, daß ich bei Ihrer Ankunft nicht hier war, aber ich —“

„Ist der Mann hier, welcher den falschen Wechsel besitzt?“ unterbrach der Graf seinen Sohn.

„Ja, Vater, er ist unten —"

„Laß ihn heraufkommen —"

Florestan klingelte, Boyer erschien.

„Herr Petit-Jean möge heraufkommen."

„Ja, Herr Vicomte," und Boyer ging hinaus.

„Wie gütig Sie sind, Vater, daß Sie sich Ihres Versprechens erinnerten —"

„Ich vergesse nie, was ich verspreche —"

„Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig! — Wie werde ich Ihnen beweisen können —"

„Ich wollte meinen Namen nicht entehrt sehen, er wird es nicht werden —"

„Er wird es nicht werden! Nein, er wird nicht entehrt werden, ich schwöre es, Vater."

Der Graf sah seinen Sohn mit einem seltsamen Blicke an und wiederholte:

„Nein, er soll nicht wieder entehrt werden." Dann setzte er hinzu:

„Kannst Du die Zukunft errathen?"

„Ich lese meinen Entschluß in meinem Herzen."

Der Vater Florestan's antwortete nicht.

Er ging in dem Zimmer umher, die beiden Hände in die Taschen des langen Ueberrocks gesteckt.

Er sah bleich aus.

„Herr Petit-Jean," sagte Boyer, indem er einen Mann mit gemeinem, aber pfiffigem Gesichte einführte.

„Wo ist der Wechsel?" fragte der Graf.

„Hier, mein Herr," antwortete Petit-Jean (der Strohmann des Notars Jacob Ferrand), indem er dem Grafen das Papier hinhielt.

„Ist er dies?" sagte dieser zu seinem Sohne.

„Ja, Vater —"

Der Graf nahm nun aus seiner Westentasche 25 Tausendfrancsbillets, übergab sie seinem Sohne und sagte:

„Bezahle!"

Florestan bezahlte und nahm das Papier mit einem tiefen Seufzer.

Petit-Jean legte die Billets sorgfältig in eine alte Brieftasche und empfahl sich.

Der Graf ging mit ihm hinaus, während Florestan den Wechsel klüglicher Weise zerriß.

„So bleiben mir wenigstens die fünfundzwanzigtausend Francs von Clotilden. — Wenn nichts heraus kommt, — ist es ein Trost. Aber wie sie mich behandelt hat! — Was mag mein Vater dem Petit-Jean zu sagen haben?“

In diesem Augenblicke wurde eine Thüre doppelt zugeschlossen und der Vicomte fuhr zusammen.

Der Graf trat herein.

Er war noch bleicher —

„Mir war es, als hätte ich die Thüre zuschließen hören, Vater.“

„Ich habe sie zugeschlossen —“

„Sie, Vater? Warum?“ fragte Florestan erstaunt.

„Das wirst Du sogleich erfahren —“

Der Graf stellte sich so, daß sein Sohn nicht auf der verborgenen Treppe fortgehen konnte, die in das Parterre hinunterführte.

Florestan wurde auf den Gesichtsausdruck seines Vaters aufmerksam und folgte allen Bewegungen desselben mit Mißtrauen.

Er empfand eine gewisse Angst, ohne sich sagen zu können warum —

„Was ist Ihnen, Vater?“

„Als Du mich heute früh sahst, hattest Du keine andern Gedanken als: mein Vater wird seinen Namen nicht entehren lassen, er wird bezahlen, wenn ich ihn durch einige erheuchelte Worte der Reue mürbe mache —“

„Können Sie glauben, daß —“

„Unterbrich mich nicht. — Ich habe mich durch Dich nicht täuschen lassen; Du kennst weder Scham noch Reue, bist durch und durch verdorben und hast nie einen rechtschaffenen Gedanken gehabt; Du stahlst nicht, so lange Du Deine Launen und Einfälle befriedigen konntest, das nennt man die Ehrlichkeit der Reichen Deines Schlages; dann kamen undelicate Dinge, darauf Gemeinheiten, endlich das Verbrechen, die Fälschung — Das ist nur die erste Periode Deines Lebens, die rein und schön ist in Vergleich mit der, welche Dich erwarten würde —“

„Wenn ich mich nicht änderte, ich gestehe es, aber ich werde mich ändern, Vater, ich habe es Ihnen geschworen —“

„Du würdest Dich nicht ändern —“

„Aber —“

„Du würdest Dich nicht ändern. — Aus der Gesellschaft verbannt, in welcher Du bis jetzt lebtest, würdest Du bald Verbrechen begehen, wie die Elenden, unter die Du gestoßen sein würdest, Du würdest stehlen, im Nothfalle morden. — Das ist Deine Zukunft —“

„Ich ein Mörder!“

„Ja, weil Du feig gewesen bist.“

„Ich habe Duelle gehabt, und bewiesen —“

„Ich sage Dir, daß Du feig gewesen bist. — Du hast die Schande dem Tode vorgezogen. Es würde ein Tag kommen, an welchem Du die Straflosigkeit wegen neuer Verbrechen dem Leben Anderer vorzögst. — Das darf nicht sein, ich gebe es nicht zu. Ich komme zu rechter Zeit, um wenigstens für die Zukunft meinen Namen vor öffentlicher Beschimpfung zu bewahren. — Es muß ein Ende nehmen.“

„Wie, Vater, ein Ende nehmen! Was wollen Sie damit sagen?“ rief Florestan aus, der über den entsetzlichen Ausdruck des Gesichtes seines Vaters mehr und mehr erschrak.

Mit einem Male wurde heftig an die Thüre draußen geklopft; Florestan wollte öffnen, um der schauerlichen Scene ein Ende zu machen, aber der Graf erfaßte ihn mit eiserner Faust und hielt ihn zurück.

„Wer klopft?“ fragte der Graf.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie — öffnen Sie!“ antwortete eine Stimme.

„War diese Fälschung nicht die letzte?“ fragte der Graf leise, indem er seinem Sohne einen fürchterlichen Blick zuwarf.

„Ja, Vater, ich schwöre es,“ sagte Florestan, indem er sich vergebens von der kräftigen Hand seines Vaters los zu machen suchte.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!“ wiederholte die Stimme.

„Was wollen Sie?“ fragte der Graf.

„Ich bin der Polizeicommissar dieses Bezirks und will Haussuchung anstellen wegen eines Diamantendiebstahls, des-

sen der Herr von Saint Remy beschuldiget ist. Der Juwelier Baudoin hat Beweise. Wenn Sie nicht öffnen, so werde ich genöthiget sein, Gewalt zu brauchen —"

„Schon Dieb! — Ich hatte mich nicht getäuscht," sagte der Graf leise. — „Ich wollte Dich ermorden, — ich habe zu lange gezögert —"

„Mich ermorden!"

„Mein Name ist geschändet genug; endigen wir; ich habe hier zwei Pistolen; Du wirst Dir eine Kugel durch den Kopf jagen, sonst schieße ich Dich selbst nieder und sage, Du hättest Dich aus Verzweiflung erschossen, um der Schande zu entgehen —"

Mit entsetzlicher Kaltblütigkeit zog der Graf ein Pistol aus der Tasche und reichte es seinem Sohne mit der Hand, die er frei hatte.

„Mach rasch ein Ende, wenn Du keine Memme bist," sagte er.

Nach neuen vergeblichen Versuchen, sich den Händen des Grafen zu entwinden, warf sich Florestan entsetzt zurück und wurde todtenbleich.

Er sah an dem schrecklichen Blicke seines Vaters, daß er kein Mitleid zu erwarten habe.

„Vater!" rief er aus.

„Du mußt sterben."

„Ich bereue —"

„Es ist zu spät. — Hörst Du? Man schlägt die Thüre ein."

„Ich will meine Fehler abbüßen —"

„Man kommt herein. — Soll ich Dir den Tod geben?"

„Erbarmen!"

„Die Thüre weicht! — Du hast es gewollt —"

Und der Graf setzte die Mündung des Pistols auf die Brust Florestan's.

Der Lärm draußen verrieth wirklich, daß die Thüre am andern Zimmer nicht länger widerstehen konnte.

Der Vicomte sah, daß er verloren war.

Ein plötzlicher verzweifelter Entschluß malte sich auf seiner Stirn; er wehrte sich nicht mehr gegen seinen Vater und sagte mit Festigkeit und Ergebung:

„Sie haben Recht, Vater; geben Sie her die Waffe. — Da mein Name so beschimpft ist, muß das Leben, das mich erwartet, fürchterlich sein und kann der Mühe nicht lohnen, die man sich giebt, es zu erhalten. Geben Sie mir die Waffe. Sie sollen sehen, ob ich feig bin —“ Er streckte die Hand nach dem Pistol aus. — „Aber wenigstens — ein Wort, ein einziges Wort des Trostes, des Mitleides, des Lebewohls!“ setzte er hinzu.

Seine zitternden Lippen, seine Blässe, sein verstörtes Aussehen verriethen seine fürchterliche Aufregung in diesem äußersten Augenblicke.

„Wenn er mein Sohn doch wäre!“ dachte der Graf mit Schrecken, indem er zögernd das Pistol zurückhielt. — „Wenn er mein Sohn ist, — darf ich mit diesem Opfer noch weniger zögern.“

Die Thüre draußen krachte, sie war zertrümmert.

„Vater — sie kommen. — Ja, jetzt fühle ich es, der Tod ist eine Wohlthat. — Gnade! reichen Sie mir wenigstens die Hand und verzeihen Sie mir.“

Trotz seiner Härte konnte der Graf sich eines Schauerns nicht erwehren, während er sagte:

„Ich verzeihe Dir —“

„Vater — die Thüre wird geöffnet, — gehen Sie den Leuten entgegen, — damit man wenigstens keinen Verdacht gegen Sie hegen kann. — Wenn sie hereinkämen, würden sie mich an der That hindern —“

Man hörte mehrere Personen in dem Nebenzimmer gehen.

Florestan setzte sich das Pistol auf das Herz.

Der Schuß fiel in dem Augenblicke, als der Graf, um diesem schrecklichen Anblicke zu entgehen, das Gesicht abwendete und aus dem Zimmer stürzte —

Bei dem Knalle, bei dem Anblicke des bleichen Grafen mit verstörtem Gesicht blieb der Commissar plötzlich an der Schwelle der Thüre stehen und winkte seinen Leuten nicht weiter zu gehen.

Er errieth Alles, da ihm Boyer gesagt hatte, der Vicomte habe sich mit seinem Vater eingeschlossen, und ehrte den großen Schmerz des Vaters.

„Todt!" rief der Graf aus, indem er die Hände auf das Gesicht schlug; „todt!" wiederholte er. „Es war recht. — Der Tod ist besser als die Schande, — aber es ist entsetzlich."

„Mein Herr," sagte der Beamte nach einer Pause — „Ersparen Sie sich einen schmerzlichen Anblick; verlassen Sie das Haus. — Ich habe jetzt eine andere peinlichere Pflicht zu erfüllen als die war, welche mich eigentlich hierher rief."

„Sie haben Recht," sprach der Graf von Saint Remy. — „Was den Bestohlenen betrifft, so sagen Sie ihm, er möge sich bei dem Bankier Dupont melden. Wie hoch werden die gestohlenen Diamanten geschätzt?"

„Auf 30,000 Frcs. ungefähr; die Person, die sie gekauft hat und durch welche der Diebstahl herausgekommen ist, gab diese Summe — Ihrem Sohne."

„Ich werde auch dies noch bezahlen können. — Der Juwelier möge übermorgen zu meinem Bankier gehen; ich werde mich mit ihm verständigen."

Der Commissar verbeugte sich.

Der Graf ging hinaus.

Nachdem derselbe sich entfernt hatte, ging der Beamte, von diesem unerwarteten Vorfalle tief ergriffen, langsam nach dem Zimmer zu und hob die Thürvorhänge mit zitternder Hand auf.

„Niemand?" sagte er erstaunt, indem er sich in dem Zimmer umsah und nicht die geringste Spur von dem tragischen Ereignisse erblickte, das da vorgekommen sein sollte.

Dann bemerkte er die Tapetenthüre und eilte dahin.

Sie war von der andern Seite verschlossen.

„Eine List also? Durch diese Thüre ist er entflohen!" rief er ärgerlich aus.

Der Vicomte hatte sich vor den Augen seines Vaters das Pistol auf die Brust gesetzt, dann aber wohlweislich unter seinem Arme hin geschossen und sich dann rasch geflüchtet.

— — — — — — — — — — — —

Trotz den sorgfältigsten Nachsuchungen in dem ganzen Hause fand man Florestan nicht.

Während des Gespräches zwischen seinem Vater und dem Polizeicommissar hatte er schnell das Boudoir, dann das Treib-

haus erreicht, war von da in das Gäßchen und endlich in die elysäischen Felder gelangt.

— — — — — — — — — — — —

Das Bild dieser schimpflichen Entartung im Reichthume ist etwas Trauriges.

Wir wissen es wohl; aber die reichen Classen haben auch ihr Elend, ihre Laster, ihre Verbrechen.

Nichts ist häufiger und betrübender als die unsinnigen und furchtbaren Verschwendungen, die wir geschildert haben und die immer Verarmung, Mißachtung, Gemeinheit oder Schande nach sich ziehen.

Es ist dies ein beklagenswerthes, trauriges Schauspiel,— wie wenn man ein blühendes Getraidefeld nutzlos durch ein Rudel Wild verwüsten sieht.

Das Erbe, das Eigenthum sind unverletzlich und heilig und müssen es ohne Zweifel sein.

Der erworbene oder ererbte Reichthum muß ungestraft und prächtig in den Augen der armen, leidenden Classen glänzen können.

Lange noch müssen solche entsetzliche Mißverhältnisse bestehen wie zwischen dem Millionair Saint Remy und dem Handwerker Morel.

Aber eben weil diese unvermeidlichen Mißverhältnisse durch das Gesetz geweiht, geschützt werden, sind die, welche so viele Güter besitzen, moralisch denen Rechnung schuldig, welche nur ihre Rechtschaffenheit, ihre Ergebung, ihren Muth und ihren Fleiß haben.

In den Augen des Verstandes, des Menschenrechts und selbst des wohlverstandenen socialen Interesses sollte ein großes Vermögen ein erbliches Depot in klugen festen geschickten freigebigen Händen sein, die den Auftrag hätten, dieses Vermögen fruchtbar zu machen, aber auch alles das zu befruchten, zu beleben, zu verbessern verständen, was sich glücklicher Weise in seinem glänzenden heilbringenden Kreise befände.

Es ist bisweilen wirklich so, aber selten.

Wie viele junge Leute wie Saint Remy, die im zwanzigsten Jahre in den Besitz eines bedeutenden Vermögens kommen, vergeuden es thörichter Weise im Müßiggange, in der Langenweile, im Laster, weil sie es nicht besser für sich selbst und Andere anzuwenden wissen!

Andere, welche die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit der menschlichen Dinge fürchten, häufen geizig Schätze auf Schätze.

Noch Andere, die wissen, daß ein stationäres Vermögen sich mindert, geben sich, nothwendig um zu betrügen oder weil sie betrogen sind, jeder gewagten und unmoralischen Agiotage hin, welche die Regierung leider schützt und begünstiget.

Wie sollte es auch anders sein!

Wer unterrichtet die unerfahrene Jugend in jener Wissenschaft, der individuellen und dadurch auch socialen Oeconomie?

Niemand.

Der Reiche wird mit seinem Reichthume in die Gesellschaft gestoßen wie der Arme mit seiner Armuth.

Man kümmert sich eben so wenig um den Ueberfluß des Einen wie um den Mangel des Andern.

Man denkt eben so wenig daran, den Reichthum moralisch zu machen, als die Armuth.

Liegt diese große und edle Pflicht nicht der Regierung ob?

Wenn sie sich endlich der Noth, der immer wachsenden Schmerzen der jetzt noch ergebenen Arbeiter erbarmte, eine Allen verderbliche Concurrenz beseitigte, endlich einmal die drohende Frage der Arbeitsorganisation in Berathung zöge und selbst das heilsame Beispiel der Association des Geldes und der Arbeit gäbe, aber einer redlichen, verständigen, billigen Association, welche das Wohlbefinden des Arbeiters sicherte, ohne dem Vermögen des Reichen zu schaden, diese beiden Classen durch Bande der Liebe und des Dankes vereinigte, welche gewaltigen Folgen würde diese praktische Lehre haben! Wer unter den Reichen würde dann noch schwanken zwischen

den unredlichen unseligen Chancen der Agiotage,

den schauerlichen Genüssen des Geizes,

der thörichten Eitelkeit einer verderblichen Verschwendung

oder einer zugleich fruchtbringenden und wohlthätigen Anlage des Geldes, welche den Wohlstand, die Moralität, das Glück und die Freude unter zwanzig Familien verbreitete?

IV.

Der Abschied.

Am Tage nach jenem Abende, an welchem der Graf von Saint Remy durch seinen Sohn auf eine so unwürdige Weise hintergangen worden war, kam in St. Lazarus während der Erholungsstunde der Gefangenen ein rührender Auftritt vor.

Marien-Blume saß, während die andern Gefangenen umhergingen, auf einer Bank an dem Brunnen, welche bereits den Namen „Bank der Schallerin" erhalten hatte. Die Gefangenen überließen ihr in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft diesen ihr liebgewordenen Platz, denn der milde Einfluß des jungen Mädchens hatte noch zugenommen.

Die Schallerin liebte diese Bank an dem Brunnen, weil doch wenigstens das Moos, welches am Rande des Wasserbehälters wuchs, sie an das Grün der Felder erinnerte, wie das klare Wasser sie an den kleinen Bach in dem Dorfe Bouqueval erinnerte.

Für den betrübten Blick des Gefangenen ist ein Grasbüschel eine Wiese, — eine Blume ein Garten.

Marien-Blume vertraute auf die liebevollen Zusicherungen der Frau von Harville und hatte seit zwei Tagen auf ihre Entlassung aus St. Lazarus gewartet.

Ob sie gleich keinen Grund hatte, sich über die Verzögerung dieser ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse zu beunruhigen, so wagte sie doch kaum zu hoffen, bald ihre Freiheit zu erlangen, da sie ja an Unglück gewöhnt war.

Seit ihrer Rückkehr unter diese Geschöpfe, deren Anblick, deren Sprache jeden Augenblick in ihrer Seele die unheilbare Erinnerung an ihre frühere Schande erweckten, hatte die Traurigkeit Mariens noch mehr zugenommen und war noch drückender geworden.

Noch nicht genug.

Aus dem leidenschaftlichen, begeisterten Danke gegen Rudolph wurde für sie ein neuer Gegenstand der Unruhe, des Kummers, fast des Entsetzens.

Sie ermaß seltsamer Weise die Tiefe des Abgrundes, in welchen sie versunken gewesen war, nur um darnach den Ab-

stand zu schätzen, der sie von jenem Manne trennte, dessen Hoheit ihr übermenschlich vorkam, von jenem Manne, der so göttlich-gütig, aber auch gegen die Bösen so furchtbar-mächtig war.

Trotz der Achtung und Verehrung, die sie für ihn empfand, fürchtete Marien-Blume leider bisweilen, in dieser Verehrung die Zeichen der Liebe zu erkennen, einer eben so tiefen als verborgenen, so keuschen als tiefen, so verzweiflungsvollen als keuschen Liebe.

Die Unglückliche hatte diese betrübende Entdeckung in ihrem Herzen erst nach ihrem Gespräche mit der Frau von Harville gemacht, die selbst, ihr unbewußt, in Rudolph verliebt war.

Nach der Entfernung und den Versprechungen der Marquise hätte Marien-Blume bei dem Gedanken an ihre Freunde in Bouqueval und an Rudolph, die sie wiedersehen sollte, höchst erfreut sein sollen.

Es war dies aber nicht der Fall.

Ihr Herz wurde schmerzlich zusammengeschnürt, — unaufhörlich gedachte sie an die harten Worte, an die stolzen forschenden Blicke der Frau von Harville, als die arme Gefangene im Gespräch von ihrem Wohlthäter sich bis zum Enthusiasmus erhoben hatte.

Die Schallerin hatte merkwürdiger Weise einen Theil des Geheimnisses der Frau von Harville errathen.

„Meine begeisterte Dankbarkeit gegen Herrn Rudolph hatte die schöne und so vornehme junge Dame verletzt," dachte Marien-Blume. „Jetzt verstehe ich ihre bittern Worte; sie sprachen eine verächtliche Eifersucht aus.

„Sie! Eifersüchtig auf mich? Sie muß ihn also lieben und ich muß ihn auch lieben! Meine Liebe muß sich gegen meinen Willen verrathen haben.

„Ich ihn lieben —, ich das auf ewig gebrandmarkte, undankbare elende Geschöpf, das ich bin! — Ach besser, hundertmal besser wäre da der Tod!"

Wir müssen sogleich hinzusetzen, daß die Unglückliche, die zu allen Leiden ausersehen zu sein schien, das übertrieb, was sie ihre Liebe nannte.

Mit ihrem innigen Dank gegen Rudolph verband sich eine unwillkührliche Bewunderung der Anmuth, der Kraft und Schönheit, die ihn vor Allen auszeichneten. Diese Bewunderung war allerdings im höchsten Grade immateriell und rein, aber

feurig und gewaltig, weil die körperliche Schönheit immer reizend ist.

Auch giebt sich die Stimme des Blutes, die so oft geläugnet und verkannt wird, so oft stumm und unbeachtet bleibt, bisweilen zu erkennen; die innige Zärtlichkeit, welche Marien-Blume für Rudolph empfand und über die sie erschrak, weil sie dieselbe in ihrer Unwissenheit falsch deutete, hatte ihre Quelle in jener räthselhaften Sympathie, die so offenbar und doch so unerklärlich ist wie die Gesichtsähnlichkeit.

Hätte Marien-Blume erfahren, daß sie die Tochter Rudolph's sei, so würde sie sich die Gewalt, die sie nach ihm hinzog, wohl erklärt und ohne Scheu die Schönheit ihres Vaters bewundert haben.

So erklärt sich die Traurigkeit Mariens, ob sie gleich, nach dem Versprechen der Frau von Harville, jeden Augenblick erwarten mußte, aus St. Lazarus entlassen zu werden.

Marien-Blume saß also, in traurigen Gedanken, auf ihrer Bank an dem Brunnen und beobachtete mit unwillkührlichem Interesse die Spiele einiger zutraulicher Vögel, welche sich ungescheut auf den Rand des Bassins setzten. Einen Augenblick hörte sie auf, an dem Kinderjüpchen zu nähen, das sie in der Hand hielt.

Brauchen wir zu sagen, daß das Jüpchen zu dem Kinderzeuge gehörte, das die Gefangenen in Folge der rührenden Verwendung Mariens der armen Mont-Saint-Jean gekauft hatten?

Die arme mißgestaltete Schutzempfohlene der Schallerin saß zu den Füßen derselben, nähete an einem Mützchen, warf aber doch von Zeit zu Zeit auf ihre Wohlthäterin einen zugleich dankenden, schüchternen und liebevollen Blick, einen Blick, wie ihn der Hund auf seinen Herrn wirft.

Die Schönheit, die Anmuth, die Milde Mariens flößten der Unglücklichen eben so viel Liebe als Ehrfurcht ein.

Es liegt immer etwas Heiliges, etwas Großes in dem selbst entarteten Herzen, das sich zum ersten Male der Dankbarkeit öffnet, und bis dahin hatte Niemand der Mont-Saint-Jean Gelegenheit gegeben, dieses für sie so ganz neue Gefühl kennen zu lernen.

Nach einigen Minuten zuckte Marien-Blume einigermaßen zusammen, wischte sich eine Thräne aus den Augen und begann von Neuem fleißig zu nähen.

„Wollen Sie denn nicht während der Erholungsstunde die Arbeit aussetzen, mein guter rettender Engel?" sagte die Mont-Saint-Jean zur Schallerin.

„Ich habe kein Geld zum Ankaufe gegeben, muß also um so fleißiger arbeiten," antwortete das junge Mädchen.

„Ach Du mein Gott, wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ich statt der schönen Leinwand und des warmen Barchents für mein Kind nur jene Lumpen, die man im Hofe in den Schmutz trat. — Ich danke den Andern recht sehr, sie sind sehr gütig gegen mich gewesen, ja — aber Sie! — Sie! Wie soll ich es nur aussprechen?" setzte die Arme zögernd hinzu, da sie nicht wußte, wie sie ihre Gedanken in Worten ausdrücken sollte. — „Sehen Sie," fuhr sie fort, „das ist die Sonne, nicht wahr?"

„Ja, Mont-Saint-Jean — ich höre aufmerksam," antwortete Marien-Blume, die ihr reizendes Gesichtchen zu dem häßlichen Gesichte ihrer Gefährtin neigte.

„Aber Sie werden über mich spotten," fuhr sie traurig fort, — „ich verwickele mich in den Reden, — ich weiß nicht —"

„Reden Sie nur ungescheut, Mont-Saint-Jean."

„Wie gute Engelsaugen Sie haben!" sagte die Gefangene, indem sie Marien-Blume mit einer gewissen Begeisterung betrachtete, — „sie ermuthigen mich, Ihre lieben Augen. — Ich will nun versuchen, ob ich sagen kann, was ich denke. Da ist die Sonne, nicht wahr? Sie ist recht warm, man sieht sie gern und erquickt sich in ihren Strahlen, nicht wahr?"

„Gewiß."

„Aber — die Sonne hat sich nicht selbst gemacht, und wenn man gegen die Sonne dankbar ist, muß man es noch viel mehr gegen —"

„Den sein, der sie geschaffen hat, nicht wahr, Mont-Saint-Jean? Sie haben Recht; zu diesem muß man beten, ihn muß man verehren, — es ist Gott."

„So ist es, das meinte ich," fiel die Gefangene freudig ein; „so ist es, ich muß dankbar gegen die Andern sein, Sie aber, die Schallerin, muß ich anbeten, denn Sie haben die Andern, die sonst so grausam waren, so gütig gegen mich gemacht —"

„Gott müssen Sie danken, Mont-Saint-Jean, nicht mir —"

„Ach — Ihnen, — Sie sehe ich, Sie haben mir Gutes gethan —"

„Aber wenn ich gut bin, wie Sie sagen, Mont-Saint-Jean, so hat mich Gott so geschaffen und Sie müssen also ihm danken."

„Nun — freilich, — vielleicht doch, weil Sie es sagen," entgegnete die Gefangene unentschlossen, . . . „wenn es Ihnen so Vergnügen macht, — freilich —"

„Ja, meine arme Mont-Saint-Jean, beten Sie nur recht oft zu dem lieben Gott. — Sie werden so am besten beweisen, daß Sie mich ein wenig lieben —"

„Ob ich Sie liebe, Schallerin! Mein Gott! Wissen Sie nicht mehr, was Sie zu den andern Gefangenen sagten, um sie abzuhalten mich zu schlagen? — Ihr schlagt nicht blos sie, sondern auch ihr Kind. — So ist es auch mit der Liebe zu Ihnen; ich liebe Sie nicht blos meinetwegen, sondern auch wegen meines Kindes."

„Ich danke, Mont-Saint-Jean, Sie machen mir mit diesen Worten Freude."

Marien-Blume reichte gerührt der häßlichen Mont-Saint-Jean die Hand.

„Welch' schönes kleines Händchen! wie weiß und niedlich!" sagte die Mont-Saint-Jean, indem sie zurückwich, als hätte sie sich gescheut, mit ihren plumpen rothen und schmutzigen Händen diese reizende Hand zu berühren. Nach einiger Zögerung berührte sie indeß ehrerbietig und ganz leicht mit ihren Lippen die Fingerspitzen der Hand, die ihr Marien-Blume reichte, dann fiel sie schnell auf ihre Knie nieder und betrachtete sie mit einer gewissen Andacht.

„Setzen Sie sich doch hierher neben mich," sagte die Schallerin zu ihr.

„O nein, nein, niemals!"

„Und warum nicht?"

„Respect vor der Disciplin, wie sonst mein braver Mont-Saint-Jean sagte; die Soldaten zusammen, die Officiere zusammen, jeder dahin, wohin er gehört."

„Sie sind eine Thörin. — Es giebt keinen Unterschied zwischen uns beiden —"

„Keinen Unterschied? Du lieber Gott! — Und Sie sagen das, da ich Sie doch sehe, wie ich Sie sehe, so schön wie eine

Königin! Lassen Sie mich immer so knien, Sie so ansehen. — Wer weiß ob mein Kind Ihnen nicht ähnlich wird, wenn ich auch so häßlich bin. — Man sagt, daß bisweilen ein Blick,… so etwas passirt —"

Dann setzte Mont-Saint-Jean traurig hinzu, weil sie in Folge eines fast unglaublichen Zartgefühls fürchtete, sie habe Marien-Blume durch diesen seltsamen Wunsch vielleicht beleidiget:

„Nein, nein; ich sage das nur im Spaße. — Sehen Sie, Schallerin, ich würde mir nicht erlauben, Sie mit diesem Gedanken anzusehen, wenn Sie mir es nicht erlaubten. — Mein Kind wird so häßlich sein, wie ich und es schadet nichts, ich werde es deshalb doch nicht weniger lieben. — Das arme kleine Ding ist ja nicht gefragt worden, ob es in die Welt kommen will, wie man so zu sagen pflegt. — Lebt es einmal, was wird dann aus ihm werden?" setzte sie betrübt und niedergeschlagen hinzu. — „Ach ja, was wird aus ihm werden?"

Die Schallerin schauderte bei diesen Worten.

Was konnte auch aus dem Kinde dieses armen, verachteten, tiefgesunkenen Mädchens werden? Welches Schicksal! Welche Zukunft!

„Denken Sie nicht daran, Mont-Saint-Jean," entgegnete Marien-Blume; „hoffen Sie, daß Ihr Kind auf seinem Wege menschenfreundliche Personen findet —"

„Ach, das trifft sich nicht zwei Mal so, sehen Sie, Schallerin," sprach Mont-Saint-Jean bitter und kopfschüttelnd. „Ich habe Sie gefunden, das ist schon etwas Großes, und es wäre besser gewesen, — ich will Sie damit nicht kränken — wenn mein Kind dies Glück gehabt hätte, nicht ich. — Dieser Wunsch ist Alles, was ich ihm geben kann."

„Beten Sie, beten Sie, Gott wird Sie erhören."

„Ja, ich will beten, wenn Ihnen das Freude macht, Schallerin; vielleicht bringt es mir auch Glück. Wer hätte auch sagen können, als die Wölfin mich schlug und als ich der Sündenbock und die Zielscheibe Aller war, wer hätte sagen können, daß sich ein guter lieber rettender Engel finden würde, der mit seiner lieben süßen Stimme stärker wäre als Alle, als die Wölfin, die so stark und so böse ist — ?"

„Ja, aber die Wölfin ist so gut gegen Sie gewesen, als sie bedachte, daß Sie doppelt zu beklagen wären."

„Das ist wahr, — und Ihnen habe ich es zu danken, auch werde ich es niemals vergessen. Aber, sagen Sie, Schallerin, warum hat sie gebeten, woandershin gebracht zu werden, die Wölfin, da sie doch trotz ihrer Heftigkeit nicht mehr ohne Sie leben zu können schien?"

„Sie ist etwas launenhaft —"

„Es ist seltsam. — Eine, die diesen Morgen aus jenem Theile des Gefängnisses kam, wo die Wölfin jetzt ist, sagt, sie sei ganz verändert —"

„In wie fern?"

„Statt sich mit Allen zu zanken, statt zu drohen, ist sie traurig, sehr traurig, und hält sich immer allein. — Wenn man sie anredet, dreht sie sich um und antwortet nicht. Sonst schrie sie immer, jetzt ist sie stumm, ist das nicht merkwürdig? Und dann sagte die, welche mir das erzählte, noch etwas, aber ich glaube es nicht —"

„Was denn?"

„Sie will die Wölfin haben weinen sehen. — Die Wölfin und weinen! Das ist nicht möglich."

„Die arme Wölfin! Meinetwegen hat sie sich in einen andern Theil des Gefängnisses bringen lassen; — ich habe ihr Kummer gemacht, ohne daß ich es wollte," sagte die Schallerin traurig.

„Sie Jemandem Kummer machen, mein guter Engel!"

In diesem Augenblicke trat die Aufseherin, Madame Armand, in den Hof.

Nachdem sie sich nach der Schallerin umgesehen hatte, kam sie freundlich lächelnd auf sie zu.

„Gute Nachricht, mein Kind!"

„Was sagen Sie, Madame?" fragte die Schallerin, indem sie aufstand.

„Ihre Freunde haben Sie nicht vergessen und Ihre Freilassung bewirkt. — Der Herr Director hat eben die Anzeige erhalten —"

„Wäre es möglich, Madame! Welches Glück!"

Marien-Blume war so bewegt, daß sie erbleichte, die Hand auf ihr heftig schlagendes Herz legte und wieder auf ihre Bank sank.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind," sagte Madame Armand

gütig zu ihr; „zum Glück sind solche Erschütterungen nicht gefährlich.“

„Ach, Madame, wie viel Dank —!“

„Ohne Zweifel hat die Frau Marquise von Harville Ihre Freilassung bewirkt. — Es ist eine alte Dame da, welche Sie zu den Personen bringen soll, welche Antheil an Ihnen nehmen. Warten Sie auf mich, ich werde Sie mit mir nehmen, nachdem ich ein paar Worte in dem Arbeitssaale gesagt habe.“

Schwer zu schildern dürfte der Ausdruck von Trostlosigkeit sein, welcher die Züge der armen Mont-Saint-Jean verdüsterte, als sie erfuhr, daß ihr guter Rettungsengel, wie sie die Schallerin nannte, St. Lazarus verlassen sollte.

Der Schmerz dieser Unglücklichen lag weniger in der Besorgniß, von Neuem in dem Gefängnisse Mißhandlungen dulden zu müssen, als in dem Kummer, sich von dem einzigen Wesen getrennt zu sehen, das ihr jemals Theilnahme geschenkt hatte.

Sie saß noch immer vor der Bank und griff mit beiden Händen an die starren Haarbüschel, welche unter ihrer schwarzen Mütze hervorquollen, als wollte sie dieselben ausreißen; bald aber wich dieser heftige Schmerz der Niedergeschlagenheit; sie ließ den Kopf sinken und saß da stumm und unbeweglich, die Stirn auf ihre Hände, die Elnbogen auf die Knie gestützt.

Marien-Blume schauderte, trotz ihrer Freude darüber, daß sie das Gefängniß verlassen sollte, unwillkührlich bei der Erinnerung an die Eule und den Schulmeister, da es ihr einfiel, daß sie diesen beiden Unmenschen hatte schwören müssen, ihren Wohlthätern von ihrem traurigen Schicksale nichts zu sagen.

Diese trüben Gedanken schwanden indeß bald vor der Hoffnung, daß sie Bouqueval, Madame Georges und Rudolph wiedersehen würde, dem sie die Wölfin und Martial zu empfehlen gedachte. Es war ihr sogar, als ob die aufgeregten Gefühle, welche sie sich zum Vorwurfe machte, sich beruhigen würden, sobald sie nicht mehr durch den Gram und die Einsamkeit genährt würden, sobald sie ihre ländlichen Arbeiten wieder beginne, mit denen sie sich so gern in Gesellschaft der braven Bewohner der Meierei beschäftigte.

Erstaunt über das Schweigen ihrer Gefährtin, dessen Ursache sie nicht muthmaßte, legte die Schallerin ihre Hand auf die Achsel der Mont-Saint-Jean und sagte zu ihr:

„Mont-Saint-Jean, kann ich Ihnen nicht vielleicht in etwas nützlich sein, da ich nun frei bin?“

Die Gefangene zuckte zusammen als sie die Hand der Schallerin fühlte, ließ ihre Arme auf die Knie sinken und wendete ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu dem jungen Mädchen empor.

Es lag in dem Gesichte der Mont-Saint-Jean ein so tiefer Schmerz, daß ihre Häßlichkeit gänzlich verschwand.

„Mein Gott, was ist Ihnen?“ sagte die Schallerin zu ihr; „warum weinen Sie so?“

„Sie gehen fort!“ murmelte die Gefangene schluchzend. „Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie uns jeden Augenblick verlassen könnten, und daß ich Sie nie, — nie wiedersehen würde.“

„Ich versichere, daß ich mich immer Ihrer Freundschaft erinnern werde, Mont-Saint-Jean.“

„Mein Gott! mein Gott! Und ich liebte Sie so sehr! Wenn ich da zu Ihren Füßen saß, war es mir, als wäre ich gerettet, als hätte ich nichts mehr zu fürchten. — Ich meine nicht die Schläge, die ich nun vielleicht wieder von den Andern bekomme, — ich kann viel aushalten; es war mir, als wären Sie mein guter Engel und als brächten Sie meinem Kinde Glück, weil Sie Mitleid mit mir hatten. Sehen Sie, wenn man immer gemißhandelt worden ist, fühlt man die Freundlichkeit mehr als Andere.“ Dann unterbrach sie sich, schluchzte laut und rief aus: „nun ist es vorbei! — nun ist es vorbei! — Es mußte einmal so kommen. — Es ist meine Schuld, warum habe ich nie daran gedacht — Es ist vorbei! — Nichts — nichts mehr —“

„Fassen Sie Muth, ich werde an Sie denken, wie Sie an mich denken werden.“

„O, und wenn man mich in Stücke zerhackte, ich werde Sie nicht verläugnen, nicht vergessen. — Und wenn ich alt, steinalt werde, immer wird mir Ihr schönes Engelsgesicht vor den Augen stehen. Das erste Wort, das erste Wort, das ich mein Kind lehre, ist Ihr Name, Schallerin, denn Ihnen verdankt es, daß es nicht erfroren ist.“

„Hören Sie mich an, Mont-Saint-Jean,“ sagte Marien-Blume, tief gerührt; „für Sie kann ich Ihnen nichts versprechen, obgleich ich recht mildthätige Menschen kenne, aber etwas

Anderes ist es mit Ihrem Kinde; das ist ganz unschuldig und die Personen, die ich meine, werden es vielleicht erziehen lassen, wenn Sie sich von ihm trennen können —"

„Ich mich von ihm trennen? Nie, niemals!" rief Mont-Saint-Jean begeistert aus. „Was sollte aus mir werden, da ich so viel auf das Kind gerechnet habe?"

„Aber wie wollen Sie das Kind erziehen? Es muß ehrlich werden und dazu —"

„Muß es ehrlicher Leute Brod essen, nicht wahr, Schallerin? Ich glaube es, das ist mein Ehrgeiz und ich sage mir es alle Tage. — Auch werde ich ehrlich, wenn ich wieder aus dem Gefängnisse fort bin, — ich sammele Lumpen, kehre die Straßen, sündigen werde ich gewiß nicht wieder. Man ist das, wenn nicht sich selbst, doch seinem Kinde schuldig, wenn man die Ehre hat, eins zu haben —," setzte sie mit einem gewissen Stolze hinzu.

„Wer soll Ihr Kind hüten und warten, wenn Sie arbeiten?" fuhr die Schallerin fort; „wäre es nicht besser, wenn es sich thun läßt, wie ich hoffe, Sie gäben es auf das Land zu braven Leuten, die es zu einem arbeitsamen ehrlichen Mädchen oder zu einem fleißigen Burschen erzögen? Sie könnten es von Zeit zu Zeit besuchen und vielleicht fänden Sie auch einmal Gelegenheit, ganz zu ihm zu ziehen. Auf dem Lande lebt man so wohlfeil."

„Aber mich von ihm zu trennen? Das Kind ist meine ganze Freude, da ich Niemanden habe, der mich liebt —"

„Sie müssen mehr an das Kind denken als an sich, arme Mont-Saint-Jean. Nach zwei oder drei Tagen werde ich an Madame Armand schreiben und wenn die Frage wegen Ihres Kindes, die ich thun will, eine günstige Aufnahme findet, so brauchen Sie von ihm nicht mehr zu sagen, was mir eben in das Herz schnitt: „ach, mein Gott, was wird aus ihm werden?"

Die Aufseherin, Madame Armand, unterbrach das Gespräch; sie kam, um Marien-Blume abzuholen.

Mont-Saint-Jean sank, nachdem sie nochmals laut geschluchzt und die Hände des jungen Mädchens mit heißen Thränen benetzt hatte, in völliger Verzweiflung auf die Bank und dachte nicht einmal mehr an das Versprechen, welches Marien-Blume ihr wegen ihres Kindes gegeben hatte.

„Die Arme!" sagte Madame Armand, indem sie mit Marien-Blume den Hof verließ; „ihre Dankbarkeit gegen Sie giebt mir eine bessere Meinung von ihr."

Die andern Gefangenen äußerten ihre Freude als sie erfuhren, daß die Schallerin begnadiget sei, ohne wegen dieser Gunst neidisch zu sein. Einige drängten sich um Marien-Blume, nahmen herzlichen Abschied von ihr und wünschten ihr aufrichtig Glück wegen ihrer schnellen Entlassung.

„Was wahr ist, bleibt wahr," sagte Eine; „die kleine Blondine hat uns zu einem guten Augenblicke verholfen, — als wir für das Kinderzeug der Mont-Saint-Jean zusammensteuerten. — Daran wird man in St. Lazarus denken."

Als Marien-Blume das Gefängnißgebäude mit der Aufseherin verlassen hatte, sagte diese zu ihr:

„Nun, mein Kind, gehen Sie in die Garderobe, um die Gefangen-Kleidung abzulegen und Ihren Anzug wieder anzuziehen, der Ihnen so gut stand. — Leben Sie wohl, — Sie werden glücklich sein, denn Sie begeben sich unter den Schutz achtbarer Personen und verlassen dieses Haus, um es nie wieder zu betreten. — Sehen Sie nur —," sagte Madame Armand, in deren Augen Thränen traten, „ich kann es Ihnen nicht verschweigen, wie lieb ich Sie schon gewonnen hatte." Dann setzte sie hinzu, als sie sah, daß auch die Augen des Mädchens feucht wurden: „Sie zürnen mir nicht, daß ich Sie beim Abschiede noch so traurig mache?"

„Ach, Madame, verdanke ich es nicht Ihrer Empfehlung, daß die junge Dame, die meine Freilassung erwirkt hat, sich für mich interessirte?"

„Ja, und ich freue mich über das, was ich gethan habe. — Meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht — "

In diesem Augenblicke hörte man Glockentöne.

„Die Arbeitsstunde beginnt, ich muß umkehren! Leben Sie wohl, mein Kind, leben Sie wohl."

Madame Armand, die so gerührt war wie Marien-Blume, küßte sie zärtlich, dann sagte sie zu einem der Leute:

„Führen Sie Mademoiselle in die Garderobe."

Eine Viertelstunde später trat Marien-Blume, als Landmädchen gekleidet, wie wir sie in Bouqueval gesehen haben, in das Bureau, wo Madame Seraphin sie erwartete.

Die Haushälterin des Notars Jacob Ferrand holte die Unglückliche ab, um sie auf die Insel des Aussuchers zu begleiten.

V.

Erinnerungen.

Jacob Ferrand hatte leicht und schnell die Freilassung der Marien-Blume erlangt, die von einem einfachen administrativen Beschlusse abhing.

Nachdem er durch die Eule den Aufenthalt der Schallerin in St. Lazarus erfahren, hatte er sich sogleich an einen seiner Clienten, einen ehrenwerthen und einflußreichen Mann gewendet und diesem gesagt, ein junges Mädchen, das anfangs allerdings auf Abwege gekommen sei, jetzt aber aufrichtige Reue fühle und neuerdings in St. Lazarus eingesperrt worden, sei der Gefahr ausgesetzt, durch den Umgang mit den andern in ihren guten Vorsätzen wieder erschüttert zu werden. Da ihm, hatte Jacob Ferrand hinzugesetzt, das Mädchen durch achtbare Personen dringend empfohlen worden sei, die sich ihrer annehmen wollten, sobald sie aus dem Gefängnisse entlassen, so ersuche er seinen vielvermögenden Gönner im Namen der moralischen Religion und im Interesse der Unglücklichen, sich für die Freilassung derselben zu verwenden.

Auch hatte der Notar, um sich vor jeder weitern Nachforschung sicher zu stellen, seinen Gönner vor allen Dingen und dringend gebeten, ihn bei der Ausführung dieses guten Werkes nicht zu nennen. Dieser Wunsch, den man der menschenfreundlichen Bescheidenheit Ferrand's, des eben so frommen als angesehenen Mannes, zuschrieb, wurde gewissenhaft befolgt. Die Freilassung der Marien-Blume wurde blos unter dem Namen des Gönners erbeten, der, um sich noch gefälliger zu zeigen, dem Notar den Entlassungsbefehl direct zuschickte, damit er denselben den Beschützern des jungen Mädchens zufertigen könnte.

Mad. Seraphin übergab den Entlassungsbefehl dem Di-

rector des Gefängnisses und setzte hinzu, sie habe den Auftrag, die Schallerin zu den Personen zu bringen, welche sich für dieselbe interessirten.

Nach den vortrefflichen Zeugnissen, welche die Aufseherin der Frau von Harville über Marien-Blume gegeben hatte, zweifelte Niemand, daß dieselbe ihre Freilassung der Vermittelung der Marquise verdanke.

Die Haushälterin des Notars konnte deshalb das Mißtrauen ihres Opfers in keiner Weise erregen.

Mad. Seraphin konnte bei Gelegenheit eine recht gutmüthige Miene annehmen und es gehörte ein ziemlicher Grad von Beobachtungskunst hinzu, um etwas Hinterlistiges, Falsches und Grausames in ihrem Blicke, in ihrem heuchlerischen Lächeln zu erblicken.

Trotz ihrer tiefen Verdorbenheit, die sie zur Mitschuldigen oder Mitwisserin der Verbrechen ihres Herrn gemacht hatte, fiel der Mad. Seraphin die rührende Schönheit des jungen Mädchens auf, die sie als Kind der Eule überliefert hatte und die sie jetzt zum sicheren Tode führen wollte.

„Nun, meine liebe Mademoiselle," sagte Mad. Seraphin mit süßlicher Stimme, „Sie sind gewiß recht froh, aus dem Gefängnisse herauszukommen."

„Ach ja, Madame, und gewiß verdanke ich diese Gnade der Gunst der Frau von Harville, die so gütig gegen mich war?"

„Sie irren sich nicht. — Aber kommen Sie, wir haben uns schon etwas verspätiget und müssen noch einen weiten Weg machen —"

„Wir gehen nach Bouqueval, zu der Mad. Georges, nicht wahr?" fragte die Schallerin.

„Ja — wir gehen auf das Land, zu Mad. Georges," antwortete die Haushälterin, um jeden Argwohn des Mädchens zu entfernen. Dann setzte sie hinzu: „aber nicht sogleich; ehe Sie Mad. Georges sehen, steht Ihnen eine kleine Ueberraschung bevor. — Kommen Sie, kommen Sie, ... der Fiacre wartet. — Wie frei müssen Sie jetzt aufathmen, liebe Mademoiselle, da Sie das Gefängniß hinter sich haben!"

Mad. Seraphin verbeugte sich vor dem Secretair und ging mit der Schallerin fort.

Ein Diener folgte ihnen, um ihnen das Thor zu öffnen.

Dieses hatte sich hinter den beiden Frauen wieder geschlossen

und sie standen unter dem großen Portal, das auf die Straße Faubourg-Saint-Denis geht, als sie einem jungen Mädchen begegneten, das ohne Zweifel eine Gefangene besuchen wollte.

Es war Lachtaube, — die immer flinke und zierliche Lachtaube. Ein sehr einfaches, aber frisches und mit kirschrother Bandschleife ausgeputztes Häubchen faßte ihr hübsches Gesicht ein; ein sehr weißer Kragen fiel auf ihren langen braucarrirten Shawl. Am Arme trug sie ein Strohkörbchen und in Folge ihres vorsichtigen Ganges waren ihre Stiefelchen völlig rein, ob sie gleich weit her kam.

„Lachtaube!" rief Marien-Blume aus, als sie ihre ehemalige Gefängnißgenossin erkannte.

„Schallerin!" rief ihrerseits die Grisette.

Und die Mädchen sanken einander in die Arme.

Man kann sich nichts Lieblicheres denken als den Contrast dieser beiden sechzehnjährigen Mädchen, die einander umschlungen hielten, beide so hübsch und doch ganz verschieden waren:

Die eine, blond, mit großen blauen melancholischen Augen, einem idealen, etwas bleichen, englischreinen Profil; die andere, eine pikante Brunette mit vollen rothen Wangen, schönen schwarzen Augen und heiterer Miene, ein reizendes Bild der Jugend und Sorglosigkeit, ein seltenes Beispiel von Glück in der Armuth, der Rechtlichkeit bei aller Verlassenheit und der Freude bei der Arbeit.

Nachdem die beiden jungen Mädchen einander aufrichtig geliebkoset hatten, sahen sie einander an.

Lachtaube war über dieses Zusammentreffen hocherfreut; Marien-Blume konnte ihre Verlegenheit nicht bergen. Der Anblick ihrer Freundin erinnerte sie an die wenigen Tage des ruhigen Glückes, die ihrer ersten Entwürdigung vorausgegangen waren.

„Du bist es? Welches Glück!" rief Lachtaube nochmals aus.

„Ja, ... welche liebe Ueberraschung! Wir haben einander so lange nicht gesehen," antwortete die Schallerin.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, Dich seit sechs Monaten nicht gesehen zu haben," fuhr Lachtaube mit einem Blicke auf die ländliche Kleidung der Schallerin fort: „Du wohnst auf dem Lande?"

„Ja — seit einiger Zeit," antwortete Marien-Blume mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Du willst wie ich Jemanden in dem Gefängnisse besuchen?"

„Ja — ich habe — ich habe Jemanden besucht," sagte Marien-Blume stotternd und erröthend.

„Jetzt gehst Du nach Hause? wohl weit fort von Paris? Liebe kleine Schallerin, Du bist immer so gut, daran erkenne ich Dich. — Erinnerst Du Dich noch der armen Frau, die niedergekommen war und der Du Deine Matratze, Wäsche und das wenige Geld gabst, das Du noch besaßest und das wir auf dem Lande verzehren wollten? Damals schon liebtest Du das Land —"

„Und Dir gefiel es gar nicht, Lachtaube, aber Du warst so gefällig und begleitetest mich nur meinetwegen."

„Doch auch meinetwegen, denn Du warst immer ein wenig ernst und wurdest so zufrieden, so heiter, so lustig, sobald Du auf dem Felde oder im Walde warest, daß es mir schon Vergnügen machte, Dich zu sehen. Aber laß mich Dich ansehen! Wie gut Dir das runde Häubchen steht! Wie hübsch Du geworden bist! Ja, ja, es war Deine Bestimmung, ein Bauernhäubchen zu tragen, wie es die meinige war, ein Grisettenhäubchen zu tragen. Du hast Deinen Wunsch erreicht und mußt nun recht zufrieden sein, das wundert mich nicht. — Als ich Dich nicht mehr sah, dachte ich bei mir: die gute kleine Schallerin ist nicht für Paris geschaffen; sie ist ein wahres Waldblümchen und diese Blumen gedeihen in der Hauptstadt nicht; die Luft da sagt ihnen nicht zu. Die Schallerin wird also zu braven Leuten auf das Land gegangen sein und das hast Du denn wirklich gethan, nicht wahr?"

„Ja —," antwortete Marien-Blume erröthend.

„Einen Vorwurf habe ich Dir aber doch zu machen."

„Mir?"

„Du hättest mir es anzeigen sollen; man läuft doch nicht so von einander fort und giebt seinen Freundinnen wenigstens Nachricht."

„Ich —, ich habe Paris so schnell verlassen," antwortete Marien-Blume in immer größerer Verlegenheit, „daß mir es nicht möglich war —"

„Ich bin ja auch nicht böse darüber, — ich freue mich zu

sehr, Dich wiederzusehen. Du hast Recht daran gethan, Paris zu verlassen; es ist so schwer, hier ruhig zu leben, ungerechnet, daß ein armes einzelnes Mädchen, ohne es zu wollen, auf einen schlechten Weg kommen kann. Wenn man Niemanden kennt, der Einem einen guten Rath giebt, — die Männer versprechen immer so viel, und — die Armuth thut bisweilen so weh. Erinnerst Du Dich noch der kleinen Julie, die so hübsch war und der Rosine, der Blondine mit den schwarzen Augen?"

„Ja, ich erinnere mich ihrer —"

„Nun siehst Du, arme Schallerin, sie sind beide hintergangen und dann verlassen worden. Von Unglück zu Unglück sanken sie tiefer und tiefer, bis sie solche schlechte Mädchen wurden, die man hier einsperrt —"

„Ach Gott!" rief Marien-Blume aus, die den Kopf sinken ließ und feuerroth wurde.

Lachtaube, welche die Bedeutung dieses Ausrufes ihrer Freundin nicht errieth, fuhr fort:

„Sie sind sehr schlecht, sehr verächtlich selbst, wenn Du willst, aber wir dürfen nicht zu streng gegen die Andern sein, weil wir beide rechtlich geblieben sind, Du, weil Du auf dem Lande bei braven Leuten lebtest, ich, weil ich keine Zeit mit Liebhabern zu verlieren hatte, weil ich ihnen meine Vögel vorzog und mein größtes Glück darin fand, mir durch meine Arbeit eine hübsche kleine Wirthschaft zu erwerben. — Wer weiß, ob nicht Gelegenheit, Betrug und Noth viel zum Verderben der Rosine und Julie beitrugen und ob wir es an ihrer Stelle nicht auch so gemacht hätten —"

„Ach," sprach Marien-Blume bitter, „ich klage sie nicht an, ich bedauere sie."

„Wir haben Eile, liebe Mademoiselle," sagte Madame Seraphin, indem sie ungeduldig ihrem Opfer den Arm bot.

„Gestatten Sie uns nur noch einige Augenblicke, Madame; ich habe meine arme Schallerin so lange nicht gesehen," entgegnete Lachtaube.

„Es ist spät, schon drei Uhr, und wir haben noch einen weiten Weg vor uns," sagte Madame Seraphin, für welche dieses Zusammentreffen sehr unangenehm war. Dann setzte sie hinzu:

„Ich bewillige noch zehn Minuten —"

„Und Du?" fragte Marien-Blume, indem sie die Hände

der Freundin in die ihrigen nahm; „Du besitzest einen so glücklichen Charakter! Bist Du immer heiter, immer zufrieden?“

„Ich war es bis vor wenigen Tagen, jetzt aber ...“

„Hast Du Kummer?“

„Ich? Ja wohl, ja wohl. Ich freilich habe mich nicht geändert, aber leider ist nicht Jedermann wie ich. Da nun Andere Kummer haben, so leide ich mit —“

„Immer so gut!“

„Denke Dir nur, ich komme hierher, um ein armes Mädchen zu besuchen, — eine Nachbarin, eine gutmüthige Seele, der man ganz mit Unrecht ein Verbrechen schuld giebt und die recht zu beklagen ist. Sie heißt Louise Morel und ist die Tochter eines ehrlichen Handwerkers, der vor übergroßem Unglück den Verstand verloren hat —“

Madame Seraphin zuckte zusammen, als sie Louise Morel, Eines der Opfer des Notars nennen hörte und sah Lachtaube aufmerksam an.

Das Gesicht des Mädchens war ihr völlig unbekannt; nichts destoweniger horchte die Haushälterin von nun an weit aufmerksamer auf das Gespräch der beiden jungen Mädchen.

„Die Arme!“ entgegnete die Schallerin; „wie muß sie sich freuen, daß Du sie in ihrem Unglücke nicht vergißt.“

„Das ist noch nicht Alles. Wie Du mich da siehst, komme ich weit her, aus einem andern Gefängnisse, — aus einem Männergefängnisse.“

„Du aus einem Männergefängnisse?“

„Leider ja; ich habe da einen andern armen recht traurigen Bekannten. — Sieh mein Körbchen da, — es ist in zwei Hälften getheilt, und jede Seite hat ihre Bestimmung; heute bringe ich Louisen etwas Wäsche und letzthin brachte ich auch dem armen Germain etwas, — mein Gefangener heißt Germain — Ich kann an das, was mir mit ihm begegnet ist, nicht denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten; es ist das dumm, ich weiß, daß es nicht der Mühe werth ist, aber ich bin nun einmal so.“

„Und warum treten Dir die Thränen in die Augen?“

„Denke Dir, Germain ist so unglücklich, weil man ihn mit den Bösewichtern in dem Gefängnisse zusammengesperrt hat, daß er ganz niedergeschlagen dasitzt, zu nichts Lust hat, nicht ißt und zusehends abmagert. Ich bemerkte dies und dachte

bei mir: er hat keinen Hunger, ich will ihm etwas mitnehmen, was er sehr liebte, als er mein Nachbar war, — das wird ihm wieder Appetit machen. — Es war gar nichts Besonderes, schöne gelbe Kartoffeln mit etwas Milch und Zucker — Kartoffelmus — Ich füllte damit eine hübsche Tasse, trug es ihm in sein Gefängniß und sagte, ich hätte es selbst gemacht, wie sonst, in guter Zeit — Du verstehst mich schon — Ich glaubte ihm damit Appetit zu machen, — ja, Du mein Gott! —"

„Nun?"

„Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die Tasse erblickte, aus der ich so oft in seiner Gegenwart meine Milch getrunken hatte, — er weinte wirklich und endlich weinte ich selbst mit, ob ich es gleich gar nicht wollte. Da siehst Du, wie schlecht es mir geht; ich glaubte ihn aufzuheitern und betrübte ihn nur noch mehr —"

„Ja, aber diese Thränen werden ihm sehr süß gewesen sein."

„Lieber wäre mir es doch gewesen, wenn ich ihn auf eine andere Weise hätte trösten können. Aber ich spreche da von ihm, ohne Dir zu sagen, wer er ist; er ist ein ehemaliger Nachbar von mir, der rechtlichste Mensch von der Welt, so sanft, so schüchtern wie ein Mädchen und ich liebte ihn wie einen Bruder —"

„Nun begreife ich, daß Dir sein Kummer das Herz auch schwer macht."

„Nicht wahr? Aber Du sollst sehen, wie gut er ist. Als ich fortging, fragte ich ihn wie gewöhnlich, was er zu bestellen habe und sagte lachend, um ihn aufzuheitern, ich sei seine kleine Wirthschafterin und würde recht pünktlich, recht fleißig sein, um mir seine Kundschaft zu erhalten. Da zwang er sich auch zum Lachen und bat mich, ihm einen der Romane von Walter Scott zu bringen, die er mir sonst Abends, während ich arbeitete, vorgelesen. Der Roman heißt I v a n —, I v a n h o e, ja, richtig — das Buch gefiel mir so gut, daß er mir es zweimal vorgelesen hat. — Der arme Germain, er war so gefällig!"

„Er will eine Erinnerung an jene vergangene glückliche Zeit haben —"

„Freilich, denn er bat mich auch, in dieselbe Leihbibliothek zu gehen und dieselben Bände, die wir miteinander gelesen, nicht zu leihen, sondern zu kaufen — ja, sie zu kaufen. — Du

kannst Dir denken, welches Opfer das für ihn ist, denn er ist so arm wie wir."

„Ein vortreffliches Herz!" sagte die Schallerin bewegt.

„Siehst Du, es rührt Dich auch, wie es mich rührte, als er mir diesen Auftrag gab, meine gute Schallerin; Du kannst Dir aber denken, daß ich um so mehr zu lachen suchte, je näher mir das Weinen kam, denn zweimal bei einem Besuche zu weinen, den ich gemacht hatte, um den Gefangenen zu erheitern, wäre doch zu viel gewesen. Um das zu ändern, erinnerte ich ihn an die drolligen Geschichten von einem Juden, der in dem Romane vorkommt, und über den wir sonst viel gelacht hatten. Jemehr ich aber sprach, um so reichlicher strömten ihm die Thränen aus den Augen. Das schnitt mir in's Herz; vergebens drängte ich die Thränen eine Viertelstunde lang zurück, endlich mußte ich doch mit weinen. Als ich ihn verließ, schluchzte er und ich sagte, aufgebracht über meine eigene Dummheit: wenn ich ihn auf diese Weise tröste und aufheitere, verlohne es sich der Mühe nicht zu ihm zu gehen —"

Madame Seraphin hatte, als sie den Namen Germain's, des zweiten Opfers des Notars vernommen, noch einmal so aufmerksam zugehört.

„Und was hat der junge Mann gethan, daß er im Gefängnisse ist?" fragte Marien-Blume.

„Er!" rief Lachtaube, deren Rührung jetzt dem Unwillen wich, „er wird durch einen alten abscheulichen Notar verfolgt, der auch Louise angezeigt hat."

„Louise, die Du hier besuchen willst?"

„Ja, sie war im Dienst bei dem Notar und Germain war sein Cassirer. Es würde zu lange dauern, wenn ich Dir erzählen wollte, was er dem armen jungen Manne mit Unrecht schuld giebt. Der alte schlechte Mann ist wie besessen gegen die beiden Unglücklichen, die ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Aber nur Geduld — die Reihe wird auch an ihn kommen."

Lachtaube sprach diese letztern Worte mit einem Ausdrucke, der Madame Seraphin beunruhigte. Sie mischte sich von nun an in die Erzählung und sagte schmeichelnd zu Marien-Blume:

„Meine liebe Mademoiselle, es ist spät, wir müssen fort, — man wartet auf uns. Ich sehe wohl ein, daß das, was Ihre Freundin Ihnen erzählt, Sie sehr interessirt, denn mich rührt

es, ob ich gleich das junge Mädchen und den jungen Mann nicht kenne. Kann es so schlechte Menschen geben! Wie heißt denn der abscheuliche Notar, von dem Sie sprechen, Mademoiselle?"

Lachtaube hatte keine Ursache, der Madame Seraphin zu mißtrauen, sie gedachte aber an die Empfehlungen Rudolph's, welcher ihr die größte Vorsicht in Bezug auf den Schutz angerathen hatte, welchen er insgeheim Germain und Louisen angedeihen ließ, und bereuete die Worte: „Geduld! Die Reihe wird auch an ihn kommen."

„Dieser schlechte Mensch heißt Ferrand, Madame," fuhr Lachtaube fort, dann setzte sie aber klug hinzu, um ihren ersten Fehler wieder gut zu machen:

„Und es ist um so schlechter von ihm, Louise und Germain zu peinigen, da sie Niemanden haben, der sich ihrer annimmt, mich ausgenommen, und ich kann ihnen nicht viel nützen."

„Wie Schade!" antwortete Madame Seraphin, „ich hatte das Gegentheil gehofft; als Sie sagten: aber Geduld! — da glaubte ich, Sie rechneten auf irgend einen Beschützer, der sich der beiden Unglücklichen gegen den schlechten Notar annehmen würde."

„Ach nein, Madame," fuhr Lachtaube fort, um den Argwohn der Madame Seraphin gänzlich zu zerstreuen. „Wer sollte so edel sein, sich der beiden armen jungen Leute gegen einen reichen und mächtigen Mann anzunehmen, wie es dieser Ferrand ist!"

„Ach, es giebt doch so edele Herzen," fiel Marien-Blume nach einigem Nachdenken und mit kaum verhaltener Begeisterung ein. „Ja, ich kenne Jemanden, der es sich zur Pflicht macht, die Leidenden zu schützen und zu vertheidigen; er, den ich meine, ist gegen rechtliche Leute so hilfreich, wie für die Bösen furchtbar."

Lachtaube sah die Schallerin erstaunt an und war nahe daran, da sie an Rudolph dachte, zu entgegnen, sie kenne auch Jemanden, der muthig die Partei des Schwachen gegen den Starken nehme; da sie aber treu beobachten wollte, was ihr Nachbar ihr anempfohlen hatte, so antwortete sie der Freundin:

„Wirklich? Du kennst Jemanden, der edel genug wäre, den armen Leuten zu Hilfe zu kommen?"

„Ja, — und obgleich ich sein Mitleiden und seine Wohlthaten schon für andere Personen in Anspruch zu nehmen habe, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn ihm das unverdiente Unglück Louisens und Germain's bekannt wäre, er sie retten und ihren Verfolger strafen würde, denn seine Gerechtigkeit und seine Güte sind unerschöpflich wie die Gerechtigkeit und die Güte Gottes —"

Madame Seraphin sah ihr Opfer mit Verwunderung an: „Sollte das Mädchen noch gefährlicher sein als wir glaubten?" dachte sie bei sich. „Wenn ich mit ihr hätte Mitleiden haben können, so würde das, was sie jetzt sagt, den Unfall, der uns von ihr befreien soll, unvermeidlich machen."

„Da Du einen so guten Menschen kennst, meine liebe Schallerin, so empfiehl ihm meine Louise und meinen Germain, denn sie verdienen ihr schlimmes Schicksal nicht," sagte Lachtaube, die der Meinung war, ihre Freunde könnten nur gewinnen, wenn sie zwei Beschützer hätten statt des einen.

„Sei ruhig, ich verspreche Dir, bei dem Herrn Rudolph für Deine Schützlinge zu thun, was ich vermag," sagte Marien-Blume.

„Rudolph!" rief Lachtaube, seltsam überrascht, aus.

„Ja, Rudolph," wiederholte die Schallerin.

„Rudolph! — ein Reisediener?"

„Ich weiß nicht, was er ist. — Aber warum erstaunst Du so?"

„Weil ich auch einen Herrn Rudolph kenne."

„Dieser kann nicht derselbe sein."

„Wir wollen das gleich sehen. Wie sieht er aus?"

„Jung."

„Richtig."

„Ein edles gutmüthiges Gesicht."

„Richtig! Aber, mein Gott, so sieht der meinige auch aus," entgegnete Lachtaube, die sich mehr und mehr verwunderte und hinzusetzte: „ist er braun? Hat er einen kleinen Schnurrbart?"

„Ja."

„Er ist groß und schlank, — hat eine herrliche Taille und sieht für einen Reisediener sehr vornehm aus. — Ist das bei dem Deinigen auch so?"

„Gewiß," antwortete Marien-Blume; „er ist es, aber ich wundere mich, daß Du ihn für einen Reisediener hältst."

„Was das betrifft, so bin ich meiner Sache gewiß, denn er hat es mir selbst gesagt."

„Du kennst ihn?'

„Ob ich ihn kenne! Er ist ja mein Nachbar."

„Herr Rudolph?"

„Er hat ein Zimmer im vierten Stock neben dem meinigen."

„Er! Er!"

„Ist das so wunderbar? Ich denke, das ist ganz einfach; er verdient jährlich nur funfzehn- bis achtzehnhundert Francs und kann sich also nur eine bescheidene Wohnung nehmen. Freilich scheint er auch nicht viel Ordnung zu halten, denn er weiß nicht einmal, was sein Rock kostet, — mein Herr Nachbar —"

„Nein, nein, das ist nicht derselbe," sagte Marien-Blume nachdenkend.

„Der Deinige ist wohl ein Muster von Ordnung?"

„Der, von welchem ich spreche, siehst Du, Lachtaube," sagte Marien-Blume in Begeisterung, „ist allmächtig, — man spricht seinen Namen nur mit Liebe und Verehrung aus, — sein Blick schon bringt in Verlegenheit und imponirt; man ist versucht, vor ihm nieder zu knien, so hochherzig und gütig ist er —"

„Da muß ich freilich wie Du sagen, es ist nicht mehr derselbe; denn der meinige ist weder allmächtig, noch imposant. Er ist sehr gutmüthig, sehr lustig und man kniet nicht vor ihm nieder, im Gegentheil, — denn er hat mir versprochen, mir mein Stübchen bohnen zu helfen, und er will mich auch Sonntags spazieren führen. — Siehst Du, ein großer Herr ist er nicht. — Aber woran denke ich? Immer fällt mir das Spazierengehen ein. Und Louise und mein armer Germain! So lange sie im Gefängnisse sind, giebt es für mich kein Vergnügen."

Marien-Blume war seit einigen Augenblicken in Gedanken versunken; sie erinnerte sich plötzlich, daß Rudolph, als sie ihn zum ersten Male bei der Wirthin gesehen, wie ein gewöhnlicher Gast des Wirthshauses gekleidet gewesen war und ge-

sprochen hatte. Konnte er bei Lachtaube nicht die Rolle eines Reisedieners spielen?

Welchen Zweck konnte diese neue Verkleidung haben?

Die Grisette bemerkte das nachdenkliche Aussehen der Freundin und fuhr fort:

„Du brauchst Dir deshalb den Kopf nicht zu zerbrechen, gute Schallerin; wir werden es schon erfahren, ob wir einen und denselben Rudolph kennen. Siehst Du den Deinigen, so sprich mit ihm von mir; wenn ich den meinigen sehe, werde ich mit ihm von Dir sprechen. Auf diese Weise werden wir erfahren, woran wir sind."

„Wo wohnst Du, Lachtaube?"

„Rue du Temple, Nr. 17."

„— Das kann uns von Nutzen sein," dachte Madame Seraphin bei sich, welche aufmerksam auf dieses Gespräch gehört hatte. „Dieser Rudolph, der geheimnißvolle, allmächtige Mensch, der sich ohne Zweifel für einen Reisediener ausgiebt, hat eine Wohnung neben der der Grisette da, welche mehr zu wissen scheint, als sie sagen will, und dieser Vertheidiger der Unterdrückten wohnt also in demselben Hause wie Morel und Bradamanti. Gut! Wenn die Grisette und der angebliche Reisediener sich noch ferner in Dinge mischen, die sie nichts angehen, so weiß man sie zu finden."

„Sobald ich mit Herrn Rudolph gesprochen habe, werde ich Dir schreiben," sagte die Schallerin, „und ich werde Dir meine Adresse geben, damit Du mir antworten kannst; aber wiederhole mir die Deinige, ich fürchte sie zu vergessen."

„Ich habe da gerade eine Karte bei mir, wie ich sie meinen Kunden zu übergeben pflege," und sie übergab Marien-Blume eine kleine Karte, auf welcher geschrieben stand: Mademoiselle Lachtaube, Näherin, Rue du Temple, 17. „Es sieht aus wie gedruckt, nicht wahr?" setzte die Grisette hinzu; „die Karten hat mir noch der Herr Germain geschrieben; er war so gut, so zuvorkommend! Ich bemerke alle seine guten Eigenschaften erst seit er unglücklich ist, und ich mache mir ordentlich Vorwürfe darüber, daß ich ihn nicht früher geliebt habe —"

„Du liebst ihn also?"

„Ach ja. — Ich muß doch einen Vorwand haben, um ihn in dem Gefängnisse zu besuchen. Bin ich nicht ein närri-

sches Mädchen?" sagte Lachtaube, indem sie einen Seufzer unterdrückte und unter Thränen lachte.

„Du bist freundlich und gut wie immer," antwortete Marien-Blume, indem sie die Hand ihrer Freundin herzlich drückte.

Madame Seraphin hatte aus dem Gespräche der beiden jungen Mädchen ohne Zweifel genug erfahren, denn sie sagte jetzt fast barsch zu Marien-Blume:

„Aber nun müssen wir fort; es ist spät; wir haben eine ganze Viertelstunde versäumt."

„Die Alte gefällt mir gar nicht," sagte Lachtaube leise zu Marien-Blume; dann setzte sie laut hinzu: „wenn Du wieder nach Paris kommst, gute Schallerin, so vergiß mich nicht; Dein Besuch würde mir große Freude machen; ich zeige Dir mein Stübchen, meine kleine Wirthschaft, meine Vögel. — Ich habe Vögel, — das ist mein Luxus —"

„Wenn es möglich ist, besuche ich Dich, gewiß aber schreibe ich Dir. Jetzt lebe wohl, meine gute Lachtaube. Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, Dich wiedergesehen zu haben!"

„Ich auch, — aber hoffentlich ist es nicht das letzte Mal und dann bin ich so neugierig zu erfahren, ob Dein Rudolph und der meinige ein und derselbe Rudolph ist. Schreibe mir recht bald darüber —"

„Ja, ja, — lebe wohl, Lachtaube."

„Lebe wohl, meine gute kleine Schallerin."

Die beiden Mädchen küßten einander zärtlich.

Lachtaube ging in das Gefängniß hinein, um auf den Erlaubnißschein, den ihr Rudolph verschafft hatte, Louise zu besuchen.

Marien-Blume stieg mit Madame Seraphin in den Fiacre, dem sie befahl, nach Batignolles zu fahren und an der Barrière zu halten.

Ein sehr kurzer Seitenweg führte von da fast gerade an das Ufer der Seine, nicht weit von der Insel des Aussuchers.

Marien-Blume, die Paris nicht kannte, hatte nicht bemerken können, daß der Wagen auf einem andern Wege als nach der Barrière St. Denis hinfuhr. Erst als der Fiacre anhielt, sagte sie zu Madame Seraphin, welche sie aufforderte auszusteigen:

„Das scheint mir nicht der Weg nach Bouqueval zu sein; — und wollen wir zu Fuße dahin gehen?"

„Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, liebes Kind," antwortete die Haushälterin herzlich, „als daß ich nach dem Auftrage Ihrer Wohlthäter handele und daß Sie ihnen Schmerz verursachen würden, wenn Sie mir nicht folgen wollten —"

„Glauben Sie das nicht, Madame," entgegnete Marien-Blume; „Sie sind von ihnen abgeschickt und ich habe Ihnen keine Frage vorzulegen; ich folge Ihnen unbedingt; sagen Sie mir nur, ob sich Madame Georges wohl befindet?"

„Sie ist ganz wohl."

„Und — Herr Rudolph?"

„Befindet sich auch ganz wohl."

„Sie kennen ihn also, Madame? Gleichwohl sagten Sie nichts, als ich eben mit Lachtaube von ihm sprach?"

„Wahrscheinlich weil ich nichts sagen sollte. — Ich folge meinen Befehlen —"

„Er hat sie Ihnen gegeben?"

„Ist das Mädchen neugierig!" entgegnete die Haushälterin lachend.

„Sie haben Recht; verzeihen Sie meine Fragen, Madame. Da wir zu Fuße dahin gehen, wohin Sie mich führen," setzte Marien-Blume sanft lächelnd hinzu, „so werde ich ja bald erfahren, was ich zu wissen wünsche."

„Ja, vor einer Viertelstunde werden wir an Ort und Stelle sein."

Die Haushälterin ging mit Marien-Blume auf einem Wege hin, neben dem Nußbäume standen.

Es war ein schöner lauer Tag und der Himmel halb von Wolken verdeckt, welche die untergehende Sonne mit einem purpurnen Schein übergoß.

Je näher Marien-Blume dem Ufer des Flusses kam, um so sichtbarer färbten sich ihre bleichen Wangen; sie athmete mit Entzücken die reine Landluft ein.

Ihr reizendes Gesicht drückte eine so innige Befriedigung aus, daß Madame Seraphin zu ihr sagte:

„Sie scheinen sehr zufrieden zu sein?"

„Ach ja, Madame, — ich soll ja Madame Georges, — vielleicht Herrn Rudolph wiedersehen ... Ich habe ihnen sehr unglückliche Menschen zu empfehlen und hoffe, daß denselben

geholfen werde, sollte ich da nicht glücklich und zufrieden sein? Müßte meine Traurigkeit nicht schwinden, wenn ich auch traurig wäre? Und dann, sehen Sie, ist der Himmel so schön mit den rosenrothen Wolken, — und der Rasen, wie grün, trotz der frühen Jahreszeit! Da unten hinter den Weiden der Fluß — wie groß! Und die Sonne blitzt darauf — wie eben in dem Bassin in dem Gefängnisse. — Gott vergißt auch die armen Gefangenen nicht, — er giebt auch ihnen einen Strahl von seiner Sonne," setzte Marien-Blume mit einem gewissen frommen Dankgefühle hinzu. Dann rief sie freudig aus:

„Ach, Madame, da unten mitten im Flusse die schöne kleine Insel mit den Weiden und Pappeln und dem weißen Hause dicht am Wasser! Wie schön muß es da im Sommer sein, wenn alle Bäume grün sind! Wie still und wie frisch!"

„Es freut mich," antwortete Madame Seraphin, „daß Sie diese Insel hübsch finden."

„Warum, Madame?"

„Weil wir dahin gehen."

„Auf diese Insel?"

„Ja. Sie wundern sich darüber?"

„Ein wenig, ja."

„Und wenn Sie Ihre Freunde da fänden?"

„Was sagen Sie?"

„Ihre Freunde hier versammelt zur Feier Ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse? Würden Sie sich darüber nicht freuen?"

„Wäre es möglich? Madame Georges? — Herr Rudolph?"

„Sehen Sie, Sie locken mir mein ganzes Geheimniß ab —"

„Ich werde sie wiedersehen! Ach, Madame, wie mein Herz klopft!"

„Gehen Sie nicht zu schnell. — Ich begreife Ihre Ungeduld, aber ich kann Ihnen kaum folgen —"

„Verzeihen Sie, Madame, aber es drängt und treibt mich —"

„Das ist natürlich, ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, im Gegentheil —"

„Hier führt der Weg abwärts; er ist nicht gut; wollen Sie meinen Arm annehmen?"

„Ich schlage dies nicht aus, meine liebe Mademoiselle; Sie sind rasch und gut zu Fuße, während ich alt bin —"

„Stützen Sie sich nur fest auf mich und fürchten Sie nicht, mich zu ermüden."

„Ich danke. — Ihre Hilfe ist nicht überflüssig; es geht so steil abwärts. — Endlich sind wir auf besserm Wege."

„Es ist also wahr, daß ich Madame Georges wiedersehen soll? Ich kann es kaum glauben."

„Gedulden Sie sich nur noch ein wenig. — In einer Viertelstunde werden Sie sich überzeugen —"

„Ich kann nicht begreifen," setzte Marien-Blume nachdenkend hinzu, „warum Madame Georges mich hier erwartet und nicht in der Meierei."

„Immer neugierig! Immer neugierig!"

„Ja, nicht wahr, Madame?" sagte Marien-Blume lächelnd.

„Um Sie zu strafen, möchte ich Ihnen nun auch die Ueberraschung erzählen, welche Ihre Freunde Ihnen bereitet haben —"

„Eine Ueberraschung? Mir, Madame?"

„Ich antworte nicht mehr, — Sie schwatzen mir sonst Alles ab."

Wir wollen Madame Seraphin und ihr Opfer auf dem Wege verlassen, der nach dem Flusse führt, und ihnen auf einige Augenblicke auf die Insel des Aussuchers vorauseilen.

VI.

Das Boot.

In der Nacht sah die von der Familie Martial bewohnte Insel düster aus, bei glänzendem Sonnenscheine dagegen ließ sich nichts Freundlicheres, Lachenderes denken als dieses Raubnest.

Die Insel, welche an den Ufern mit Weiden und Pappeln bepflanzt, fast ganz mit dichtem Grase bedeckt war, durch das

sich einige mit gelbem Sand bestreute Gänge schlängelten, enthielt einen kleinen Küchengarten und eine ziemliche Anzahl Obstbäume. Mitten in diesem Garten sah man den mit Stroh bedeckten Schuppen, in welchen sich Martial mit Franz und Amandine zurückziehen wollte. Auf dieser Seite endigte die Insel an ihrer Spitze in einer Art Stacket von dicken Pfählen, welche die Abschwemmung des Landes verhindern sollten.

Vor dem Hause, fast ganz dicht an dem Landungsplatze, stand eine Laube von grün angestrichenen Latten, welche im Sommer die kletternden Zweige von wildem Weine und Hopfen trug und in welche die Trinker sich zu setzen pflegten.

An dem einen Ende des Hauses, das weiß angestrichen und mit Ziegeln bedeckt war, bildete ein Holzstall einen kleinen Flügel, der weit niedriger war als das Hauptgebäude. Fast über diesem Flügel bemerkte man ein Fenster mit Laden, der mit Blech beschlagen und von außen durch zwei eiserne Querstangen in starken Klammern festgehalten wurde.

An den Pfählen des Aussteigeplatzes schaukelten sich drei Böte.

In einem dieser Böte kauerte Nicolaus und probirte die Klappe, die er in demselben angebracht hatte.

Auf einer Bank vor der Laube stand Kürbiß, die ältere Schwester des Nicolaus, hatte die Hand schirmartig über die Augen gelegt und sah in der Richtung hin, in welcher Madame Seraphin mit Marien-Blume ankommen mußte.

„Ich sehe noch Niemanden, weder die Alte noch die Junge," sagte das Mädchen zu Nicolaus, indem sie von der Bank herunterstieg; „es wird werden wie gestern; wir warten umsonst. Wenn sie nicht binnen einer halben Stunde ankommen, — müssen wir fort; das Unternehmen mit Roth-Arm ist besser und er wartet auf uns. Die Mäklerin kommt um fünf Uhr zu ihm; wir müssen vor ihr dort sein. Die Eule hat es uns diesen Morgen noch einmal gesagt."

„Du hast Recht," entgegnete Nicolaus, indem er aus seinem Boote trat. „Daß das Donnerwetter die Alte erschlage, die uns zu Narren hat! Die Klappe geht prächtig. Statt der zwei Geschäfte machen wir vielleicht nur eins —"

„Uebrigens brauchen Roth-Arm und Barbillon uns; sie allein können nichts thun."

„Ja wohl, denn während der Schlag ausgeführt wird,

muß Roth-Arm draußen Wache halten und Barbillon ist nicht stark genug, um allein die Mäklerin in den Keller zu ziehen —"

„Sagte die Eule nicht lachend, sie hätte den Schulmeister in diesen Keller in Pension gethan?"

„In diesen nicht, in einen andern, der weit tiefer ist und in den das Wasser tritt, wenn der Fluß anschwillt —"

„Ein schöner Aufenthalt für den Schulmeister! So allein da zu sein und blind!"

„Wenn er auch die besten Augen hätte, würde er doch nichts sehen; es ist in dem Keller so finster wie in einem Backofen."

„Nun, wenn er zu seiner Zerstreuung alle Lieder gesungen hat, die er kennt, muß ihm doch die Zeit niedlich lang werden."

„Die Eule sagt, er vertreibe sich die Zeit mit der Rattenjagd und der Keller ist sehr reich an diesem Wildpret."

„Nicolaus, bei den Leuten, die sich langweilen müssen," sagte das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln, indem sie auf das mit dem Laden verschlossene Fenster zeigte, „fällt mir ein, daß da Einer ist, der sein eigenes Blut essen muß —"

„Bah! er schläft. — Seit heute früh rührt er sich nicht mehr und sein Hund ist stumm —"

„Vielleicht hat er ihn erwürgt, um ihn zu essen. — Seit zwei Tagen müssen sie fürchterlich hungern und dursten."

„Das ist ihre Sache. — Martial kann es noch lange aushalten, wenn er Lust dazu hat. — Ist es vorbei, so sagt man, er sei an einer Krankheit gestorben und es kräht kein Hahn darnach."

„Meinst Du?"

„Gewiß. Die Mutter begegnete heute früh auf dem Wege nach Asnières dem alten Ferot, dem Fischer. Da er sich wunderte, seinen Freund Martial seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben, so sagte ihm die Mutter, er könne das Bett nicht verlassen, so krank sei er, und er werde wohl sterben. Der alte Ferot hörte es an und glaubte es; er wird es weiter erzählen und wenn die Sache geschieht, so wird sie ganz einfach aussehen."

„Ja, aber er wird noch nicht gleich sterben; auf diese Weise dauert es lange."

„Es gab kein anderes Mittel, zum Ziele zu kommen. Der verfluchte Martial ist, wenn er wild wird, böse wie der Teufel und stark wie ein Ochse überdies; er traute nicht und wir hätten uns nicht ohne Gefahr an ihn wagen können. Was konnte er aber thun, nachdem seine Thüre einmal von außen zugenagelt war? Sein Fenster war vergittert —"

„Er hätte die Gitterstäbe ausheben können, wenn er mit seinem Messer den Gips ausgegraben hätte und er würde es gewiß auch gethan haben, wenn ich nicht auf der Leiter hinauf gestiegen wäre und ihm die Hände mit dem Beile zerhackt hätte, so oft er an die Arbeit ging."

„Eine schöne Art Schildwache! Du mußt Dich da oben gut unterhalten haben," sagte der Räuber lachend.

„Ich mußte Dir doch Zeit lassen mit dem Bleche anzukommen, das Du bei dem Vater Micou gekauft hattest."

„Der liebe Bruder wird wüthend gewesen sein —"

„Er knirschte mit den Zähnen wie ein Toller; zwei oder drei Mal wollte er mich zwischen den Stäben hindurch mit dem Stocke herunterstoßen; da er aber nur noch eine Hand frei hatte, so konnte er nicht arbeiten und die Stäbe nicht herausheben ..."

„Glücklicher Weise giebt es keinen Kamin in seiner Stube."

„Und die Thüre ist fest und die Hand ist ihm verdorben! Sonst wäre er im Stande, er machte sich durch die Dielen ein Loch —"

„Und die Balken? Wie könnte er durch diese kommen? Nein; wir brauchen nicht zu fürchten, daß er entkomme; der Laden ist mit Blech beschlagen und durch zwei Eisenstangen festgehalten, — die Thüre ist mit drei Zoll langen Nägeln von außen zugenagelt. — Sein Sarg ist also fester als wäre er von Eichenholz und Blei."

„Wenn aber die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen wird, hierher kommt und ihren Mann sucht — wie sie ihn nennt?"

„So sagen wir ihr: suche ihn —"

„Weißt Du, daß die beiden Kinder, wenn die Mutter sie nicht eingesperrt hätte, im Stande wären, die Thüre wie Ratten zu zernagen, um Martial zu befreien? Der Franz ist ein wahrer Teufel, seit er merkt, daß wir den großen Bruder eingesperrt haben."

„Lassen wir sie oben in der Stube, während wir die Insel verlassen? Ihr Fenster ist nicht vergittert; sie können also heraussteigen —"

In diesem Augenblicke erregte Geschrei und Schluchzen, das aus dem Hause drang, die Aufmerksamkeit der Geschwister.

Sie sahen die Thüre des Erdgeschosses, welche bis dahin offen gestanden hatte, heftig zuschlagen und eine Minute später erschien das bleiche finstere Gesicht der Wittwe Martial an dem Gitter des Küchenfensters.

Sie winkte mit ihrem langen dürren Arme ihren Kindern, ihr zu Hilfe zu kommen.

„Es giebt etwas; ich wette, daß Franz wieder eigensinnig ist," sagte Nicolaus. „Der verfluchte Martial! Wäre er nicht gewesen, so würden wir mit dem Jungen gar keine Noth gehabt haben... Nun, sieh Dich immer um und rufe mich, wenn die beiden Frauenzimmer kommen."

Während die Schwester wieder auf die Bank stieg und sich umsah, ob Madame Seraphin und die Schallerin ankämen, ging Nicolaus in das Haus hinein.

Die kleine Amandine kniete mitten in der Küche, schluchzte und bat um Gnade für ihren Bruder Franz.

Dieser hatte sich in eine Ecke der Küche gedrückt, schwang drohend das Beil des Nicolaus und schien entschlossen zu sein, diesmal dem Willen seiner Mutter einen verzweifelten Widerstand entgegen zu setzen.

Die Wittwe stand kalt und schweigend da, deutete auf den Eingang in den Keller, dessen Thüre angelehnt war, und winkte ihrem Sohne Nicolaus, Franz in denselben einzusperren.

„Ich lasse mich nicht da hinein sperren!" rief der Knabe entschlossen aus, dessen Augen funkelten wie die einer jungen wilden Katze. „Ihr wollt mich da mit Amandine verhungern lassen wie den Bruder Martial."

„Mutter, um der Liebe Gottes willen, laß uns oben in unserer Kammer wie gestern," bat das kleine Mädchen in flehentlichem Tone und mit gefaltenen Händen; „in dem dunkeln Keller fürchten wir uns zu sehr —"

Die Wittwe sah Nicolaus ungeduldig an, als mache sie es ihm zum Vorwurfe, daß er ihren Befehl noch nicht vollzogen habe, dann zeigte sie mit einer neuen gebieterischen Geberde auf Franz.

Der Knabe erhob, als er den Bruder herankommen sah, verzweifelt das Beil und rief aus:

„Wer mich in den Keller sperren will, — es mag die Mut-

ter oder Nicolaus sein, — den haue ich mit dem Beile und das Beil ist scharf —"

Nicolaus fühlte wie die Wittwe die Nothwendigkeit, die beiden Kinder zu hindern, Martial beizustehen, während sie allein im Hause blieben, ebenso ihnen die Kenntniß der Auftritte zu entziehen, die geschehen sollten, denn von ihrem Fenster aus sah man auf den Fluß, wo man Marien-Blume ertränken wollte.

Nicolaus, der so schlecht als feig war und keineswegs Lust hatte, sich einen Hieb mit dem gefährlichen Beile geben zu lassen, das sein jüngerer Bruder in der Hand hatte, zögerte noch immer, denselben zu fassen.

Die Wittwe erzürnte sich über dieses Zögern ihres älteren Sohnes und stieß ihn auf Franz zu.

Nicolaus aber wich von Neuem zurück und sagte:

„Ich kann ja nichts thun, Mutter, wenn ich eine Wunde bekomme — Du weißt, daß ich meine Arme eben sehr nöthig brauchen werde und ich fühle den Schlag noch, den mir Martial gab —"

Die Wittwe zuckte verächtlich die Achseln und that einen Schritt auf Franz zu.

„Komm mir nicht zu nahe, Mutter!" rief Franz wüthend aus, „oder Du mußt für alle Schläge büßen, die Du mir und Amandinen gegeben hast —"

„Bruder, laß Dich lieber einsperren. — Ach Gott! schlage die Mutter nicht!" rief Amandine entsetzt aus.

Nicolaus erblickte in diesem Augenblicke auf einem Stuhle eine große wollene Decke; diese nahm er, schlug sie halb auseinander und warf sie geschickt Franz über den Kopf, so daß der Knabe von seiner Waffe keinen Gebrauch machen konnte.

Nun fiel Nicolaus über ihn her und trug ihn mit Hilfe seiner Mutter in den Keller.

Amandine war mitten in der Küche auf ihren Knien liegen geblieben. Sobald sie das Schicksal ihres Bruders sah, stand sie rasch auf und eilte freiwillig, trotz ihrer Furcht, zu ihm in den finstern Keller hinein.

Die Thüre wurde hinter ihnen verschlossen.

„Der Martial ist Schuld, daß die Kinder jetzt ganz des Teufels sind," sagte Nicolaus.

„Man hört seit heute früh in seiner Stube nichts mehr," sagte die Wittwe und sie schauderte, „gar nichts —"

„Das beweist, Mutter, daß Du ganz recht thatest, als Du zu dem alten Ferot in Asnières sagtest, Martial liege seit zwei Tagen todtkrank im Bette. — Wenn es vorbei ist, wird man sich nicht wundern."

Nach einer kurzen Pause sagte die Wittwe, gleichsam als hätte sie einem peinlichen Gedanken entgehen wollen:

„Ist die Eule hier gewesen, während ich in Asnières war?"

„Ja, Mutter."

„Warum blieb sie nicht, um uns zu Roth-Arm zu begleiten? Ich traue ihr nicht."

„Du trauest Niemandem, Mutter; heute ist Dir die Eule nicht recht, gestern hattest Du gegen Roth-Arm Einwendungen."

„Roth-Arm ist frei und mein Sohn in Toulon; dennoch hatten sie den Diebstahl zusammen gemacht."

„Das wiederholst Du fortwährend. — Roth-Arm ist davon gekommen weil er schlau ist. Es ist ja ganz einfach. — Die Eule blieb nicht hier, weil sie um zwei Uhr bei dem Observatorium eine Zusammenkunft mit dem großen Manne in Trauer hat, für dessen Rechnung sie mit Hilfe des Schulmeisters und des kleinen Lahmen das junge Landmädchen entführt hat. Warum sollte die Eule uns verrathen, da sie uns Alles sagt, was sie anspinnt, wir aber ihr nichts sagen? Sie weiß nichts von der Badegeschichte, die wir jetzt vornehmen wollen. — Die Wölfe fressen einander nicht, Mutter. — Es giebt heute einen guten Tag; denke Dir, die Mäklerin hat oft für 20 bis 30,000 Frcs. Diamanten in ihrem Strickbeutel — und ehe zwei Stunden vergehen, haben wir sie in dem Keller Roth-Arms. Dreißigtausend Francs! Bedenke!"

„Roth-Arm soll draußen vor seinem Wirthshause bleiben, während wir die Mäklerin halten?" fragte die Wittwe argwöhnisch.

„Wo soll er sonst sein? Wenn Jemand zu ihm kommt, muß er doch da sein und die Leute abhalten, dahin zu kommen, wo wir unsere Sache abmachen."

„Nicolaus! — Nicolaus!" rief jetzt dessen Schwester draußen; „es kommen zwei Frauenzimmer —"

„Schnell, Mutter, Deinen Shawl, ich will Dich gleich mit hinübernehmen," sagte Nicolaus.

Die Wittwe hatte statt ihrer gewöhnlichen Mütze ein

schwarzes Tüllhäubchen aufgesetzt. Jetzt nahm sie einen grau und weiß carrirten großen Shawl um, schloß die Küchenthüre zu, legte den Schlüssel hinter einen der Laden im Erdgeschosse und folgte ihrem Sohne an den Landungsplatz.

Fast unwillkührlich warf sie, ehe sie die Insel verließ, noch einen Blick auf das Fenster Martial's; sie kniff dabei die Augenbrauen zusammen, biß sich auf die Lippe und murmelte, während sie schauderte: „es ist seine Schuld! — es ist seine Schuld."

„Nicolaus, siehst Du sie — da unten? Eine Frau aus der Stadt und eine vom Dorfe," sagte die Schwester, indem sie auf das Ufer hinüber auf Madame Seraphin und Marien-Blume zeigte, die auf einem Fußwege herabkamen.

„Wir wollen das Signal abwarten, damit nicht etwa eine Verwechselung passirt," sagte Nicolaus.

„Bist Du blind? Erkennst Du die alte dicke Frau nicht, die gestern hier war? Sieh doch ihren orange Shawl! Wie schnell das Bauermädchen läuft! O, — die ist noch unerfahren! Man sieht es, daß sie nicht weiß, was sie erwartet —"

„Ja, ich erkenne die dicke Frau... Wir müssen nun einig werden, Schwester, wie wir uns benehmen. Ich werde die Alte und die Junge in das Boot mit der Klappe nehmen, Du folgst mir in dem andern und ruderst so, daß ich mit einem Sprunge in Deinem Boote sein kann, sobald ich die Klappe in dem meinigen aufgestoßen habe."

„Fürchte nichts; rudere ich denn das erste Mal?"

„Ich fürchte nicht zu ertrinken, Du weißt ja, wie ich schwimme, aber — wenn ich nicht zu rechter Zeit in das andere Boot spränge, könnten sich die Frauenzimmer in der Angst an mich anklammern und — ich habe keine Lust, mit ihnen zu gehen."

„Die Alte winkt mit ihrem Tuche," sagte das Mädchen; „sie sind jetzt am Ufer."

„Komm, komm, Mutter," sagte Nicolaus, indem er sein Boot losband; „komm her in mein Boot. — Die Beiden drüben werden dann nichts argwöhnen. Du, Schwester, springe in das andere und rudere tüchtig. — Da, nimm meinen Haken — lege ihn neben Dich und nun vorwärts!" sagte der Bandit, indem er in das Boot seiner Schwester eine lange Stange mit einer scharfen Spitze legte.

Nach wenigen Augenblicken erreichten die beiden Böte das Ufer, wo Madame Seraphin und Marien-Blume warteten.

Während Nicolaus sein Boot an einem Pfahle am Ufer anband, trat Madame Seraphin zu ihm und sagte leise und schnell zu ihm: „Sagen Sie, Madame Georges warte auf uns"; dann fuhr die Haushälterin des Notars laut fort:

„Wir haben uns etwas verspätiget —"

„Ja, Madame Georges hat schon mehrmals gefragt."

„Sehen Sie, liebes Kind, Madame Georges wartet auf uns," sagte Madame Seraphin, indem sie sich nach Marien-Blume umdrehete, der es trotz ihrem Vertrauen bei dem Anblicke der Wittwe und der beiden Kinder derselben etwas unheimlich zu Muthe wurde. Aber der Name der Madame Georges beruhigte sie wieder und sie antwortete:

„Ich sehne mich eben so sehr, Madame Georges zu sehen; zum Glück dauert die Ueberfahrt nicht lange —"

„Die liebe Dame wird sich freuen!" fuhr Madame Seraphin fort. Dann wendete sie sich an Nicolaus und sagte: „Ziehen Sie Ihr Boot noch etwas näher heran, damit wir einsteigen können." — Leise setzte sie hinzu: „Die Kleine muß durchaus ertrinken; kommt sie empor, so stoßen Sie sie nur wieder hinein."

„Ja, ja; ganz unbesorgt! Wenn ich Ihnen winke, geben Sie mir Ihre Hand. — Sie sinkt dann ganz allein, — Alles ist vorbereitet und Sie brauchen nicht ängstlich zu sein," antwortete Nicolaus leise. Ohne von der Schönheit und Jugend der Schallerin gerührt zu werden, reichte er dieser die Hand.

Das Mädchen stützte sich leicht darauf und trat in das Boot.

„Nun Sie, Madame," sagte Nicolaus zu Madame Seraphin.

Und er bot ihr ebenfalls die Hand.

War es Ahnung, Mißtrauen oder blos die Besorgniß, nicht schnell genug aus dem Boote herausspringen zu können, wenn es Nicolaus sinken lassen würde, genug die Haushälterin des Notars sagte zu Nicolaus:

„Ich werde doch lieber in dem andern Boote überfahren—"

Und sie nahm ihren Platz bei der Schwester des Nicolaus.

„Wie Sie wollen," antwortete Nicolaus mit einem aus-

drucksvollen Blicke auf seine Schwester, worauf er sein Boot abstieß.

Die Schwester folgte ihm, als Madame Seraphin neben ihr war.

Die Wittwe stand unterdeß unbeweglich am Ufer, gleichgiltig bei diesem Auftritte, und sah, in Gedanken vertieft, nach dem Fenster Martial's hinüber, das durch die Pappeln hindurch zu erkennen war.

Die beiden Böte, deren erstes Marien-Blume und Nicolaus, das zweite Madame Seraphin und die Tochter der Wittwe trug, entfernten sich langsam vom Ufer.

VII.

Des Wiedersehens Glück.

Ehe wir dem Leser die Entwickelung des Drama's in dem Boote mit der Klappe berichten, müssen wir einmal umkehren.

Wenige Augenblicke nachdem Marien-Blume mit Madame Seraphin St. Lazarus verlassen hatte, war auch die Wölfin aus dem Gefängnisse entlassen worden.

In Folge der Empfehlungen der Madame Armand und des Directors, welche sie für die gute That für die Mont-Saint-Jean belohnen wollten, hatte man der Geliebten Martial's die wenigen Tage erlassen, die sie eigentlich noch in dem Gefängniß zubringen sollte.

In dem Geiste dieses verdorbenen unbändigen Mädchens war übrigens eine vollständige Umwandlung vorgegangen.

Die Wölfin hatte ihr früheres Leben verabscheuen lernen, da ihr fortwährend das Bild des stillen, arbeitsamen Lebens vorschwebte, das Marien-Blume ihr geschildert hatte.

Ihr einziges Ziel, ihr steter Gedanke, gegen welchen sich alle ihre frühern schlechten Neigungen vergebens gesträubt hatten, war jetzt, mit Martial allein und verborgen im tiefen Walde zu leben.

Um diese schnelle und aufrichtige Bekehrung zu bewirken,

hatte Marien-Blume nach ihrem gesunden Verstande so bei sich gedacht:

Die Wölfin, ein heftiges und entschlossenes Mädchen, liebt ihren Martial leidenschaftlich und muß also mit Freuden die Möglichkeit ergreifen, aus dem schmachvollen Leben herauszukommen, dessen sie sich zum ersten Male schämt, und sich ganz jenem rauhen Manne zu widmen, dessen Neigungen sie sämmtlich in sich aufgenommen hat, jenem Manne, welcher die Einsamkeit aufsucht aus Neigung und um der Schande zu entgehen, welche auf seiner verbrecherischen Familie lastet.

Mit Hilfe blos dieser Elemente, die sie aus ihrem Gespräche mit der Wölfin geschöpft, hatte Marien-Blume, indem sie der ungestümen Liebe und dem kühnen Charakter des Mädchens eine gute Richtung gab, eine Ehrlose in eine brave Frau umgewandelt. Denn ist es nicht der Wunsch einer braven Frau, nur an die Heirath mit Martial zu denken, um sich mit ihm in den Wald zurück zu ziehen und da arbeitend, vielleicht unter Entbehrungen zu leben?

Nachdem die Wölfin freigelassen war, dachte sie an nichts, als ihren Mann, wie sie sich ausdrückte, wieder zu sehen. Seit mehreren Tagen hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten. In der Hoffnung also, ihn auf der Insel des Aussuchers zu treffen, und entschlossen, dort zu warten, wenn er nicht da sein sollte, stieg sie in ein Cabriolet und ließ sich an die Brücke von Asnières bringen, über welche sie etwa eine Viertelstunde vorher gegangen war, als Madame Seraphin und Marien-Blume an dem Seineufer in der Nähe des Gipsofens erschienen.

Da Martial nicht kam, um die Wölfin in seinem Boote auf die Insel hinüber zu holen, so wendete sie sich an einen Fischer, den alten Ferot, der in der Nähe der Brücke wohnte.

Um vier Uhr Nachmittags hielt also ein Cabriolet am Eingange eines Gäßchens von Asnières. Die Wölfin gab dem Kutscher hundert Sous, war mit einem Sprunge heraus und eilte nach der Wohnung des Fischers Ferot zu.

Die Wölfin, welche ebenfalls ihre Gefängnißkleidung abgelegt hatte, trug ein dunkelgrünes Merinoskleid, einen rothen Shawl mit Palmenmustern und ein Tüllhäubchen mit Band; ihr dichtes krauses Haar war kaum glatt gestrichen, denn in ihrer Ungeduld, Martial zu sehen, hatte sie sich mit mehr Eile als Sorgfalt angekleidet.

Jedes andere Mädchen hätte sich nach einer so langen Trennung ohne Zweifel die Zeit genommen, um sich für dieses erste Wiedersehen zu putzen; die Wölfin kümmerte sich darum wenig. Sie wollte vor allen Dingen ihren Mann sobald als möglich sehen, erstlich aus heftiger Sehnsucht, wie sie die leidenschaftliche Liebe kennt, welche solche Menschen bisweilen bis zum Wahnsinn aufregt, dann aber auch, um Martial den heilsamen Entschluß mitzutheilen, den sie nach dem Gespräche mit Marien-Blume gefaßt hatte.

Die Wölfin kam bei dem Hause des Fischers bald an.

Der alte Ferot, ein Mann mit weißem Haar, saß vor seiner Thüre und besserte seine Netze aus.

Schon von weitem, sobald sie ihn erblickte, rief ihm die Wölfin zu:

„Ihr Boot, Vater Ferot! Schnell! Schnell!"

„Ach, Sie sind es, Mamsell; guten Tag. — Habe ich Sie doch lange nicht hier gesehen."

„Ja, — aber Ihr Boot! Schnell, — auf die Insel hinüber."

„Heute ist es nicht möglich, Mamsell."

„Warum nicht möglich?"

„Mein Junge hat das Boot genommen und ist mit den Andern zum Wettrudern nach St. Ouen gefahren. Es ist an dem ganzen Ufer kein einziges Boot zu haben —"

„Donnerwetter!" rief die Wölfin aus und sie stampfte mit dem Fuße.

„Es thut mir wirklich leid, Sie nicht auf die Insel hinüberbringen zu können, — denn wahrscheinlich geht es noch schlechter mit ihm."

„Schlechter? — mit wem?"

„Nun mit dem Martial."

„Martial!!" rief die Wölfin aus, indem sie den alten Ferot am Kragen faßte; „mein Mann ist krank?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Martial?!"

„Ja, ja, — aber Sie zerreißen mir ja meine Blouse! Stehen Sie doch ruhig."

„Er ist krank? Und seit wann?"

„Seit zwei oder drei Tagen."

„Das ist nicht wahr; er hätte es mir sonst geschrieben."

„Er ist so krank, daß er nicht schreiben kann."

„So krank, daß er nicht schreiben kann? Aber auf der Insel ist er? — Das wissen Sie gewiß?"

„Ich will Ihnen erzählen, was ich weiß. — Heute früh begegnete ich der Wittwe Martial. — Gewöhnlich gehe ich, wenn ich sie auf der einen Seite sehe, auf die andere, — Sie verstehen mich schon, — denn ich liebe ihre Gesellschaft nicht —"

„Aber mein Mann? wo ist er?"

„So warten Sie doch. — Diesmal konnte ich seiner Mutter nicht ausweichen und hielt es also für gut, auch mit ihr zu reden; sie sieht so bös aus, daß ich mich vor ihr fürchte und übrigens ist sie auch stärker als ich. — Ich habe seit zwei Tagen Ihren Martial nicht gesehen, sagte ich also zu ihr; ist er in die Stadt gegangen? Darauf sah sie mich mit großen schrecklichen Augen an, die mich umgebracht hätten, wenn es Pistolen gewesen wären, wie man zu sagen pflegt —"

„Ich sterbe vor Ungeduld. — Nun? — nachher?"

Der alte Ferot schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort:

„Sehen Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, — versprechen Sie mir, nichts zu verrathen, und ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß —"

„Von meinem Manne?"

„Ja, denn sehen Sie, Martial ist gut, ob er gleich ein Hitzkopf ist, und es wäre Schade, wenn ihn durch die böse Alte, seine Mutter, oder durch seinen schlechten Bruder ein Unglück betreffen sollte ..."

„Aber was geht vor? — Was haben ihm seine Mutter und sein Bruder gethan? — wo ist er? he? So reden Sie doch, reden Sie, Vater Ferot!"

„Lassen Sie meine Blouse los! — Wenn Sie mich immer unterbrechen und mir meinen Kittel vom Leibe reißen, so werde ich nie fertig und Sie erfahren nichts —"

„Ach, Geduld, steh' mir bei!" rief die Wölfin aus und sie stampfte von Neuem mit dem Fuße.

„Sie wollen also gegen Niemanden verrathen, was ich Ihnen erzähle?"

„Nein! Nein! Nein!"

„Auf's Ehrenwort?"

„Vater Ferot, — mich rührt der Schlag —"

„Ist das ein Mädchen! So gedulden Sie sich doch nur. — Also erstens muß ich Ihnen sagen, daß Martial mit seiner Familie schlechter steht als je, so daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie ihm eins versetzten. — Deswegen thut mir es auch so leid, daß ich mein Boot nicht da habe, — denn wenn Sie glauben, die auf der Insel würden Sie hinüber holen, so verrechnen Sie sich —"

„Das weiß ich. — Aber was sagte die Mutter meines Mannes? Auf der Insel also ist er krank geworden?"

„Stören Sie mich nicht in meiner Erzählung. — Diesen Morgen also sagte ich zu der Wittwe: Ich habe seit zwei Tagen den Martial nicht gesehen, — sein Boot liegt drüben angebunden; — ist er in der Stadt? Die Wittwe sah mich groß an und sagte: er liegt krank auf der Insel, so krank, daß er nicht wieder aufstehen wird. Da dachte ich bei mir: wie geht das zu? Vor drei Tagen noch — Nun — Was —?" unterbrach sich der alte Fischer, ... wohin wollen Sie? — Wohin zum Teufel läuft sie?"

Die Wölfin, welche das Leben Martial's durch die Bewohner der Insel gefährdet hielt, hörte in ihrer großen Angst und Wuth nicht länger auf den Fischer und lief an der Seine hin.

Einige topographische Details sind zum Verständniß der nachfolgenden Scene unumgänglich nöthig.

Die Insel des Aussuchers lag dem linken Flußufer näher als dem rechten, von dem aus Madame Seraphin und Marien-Blume in den Böten abgeholt worden waren.

Die Wölfin befand sich auf dem linken Ufer.

Die Insel war nun zwar nicht sehr hoch, dennoch verhinderte sie in ihrer ganzen Länge das Hinübersehen an das andere Ufer. So hatte die Geliebte Martial's das Einsteigen und das Ueberfahren der Schallerin nicht sehen können, wie die Familie des Aussuchers die Wölfin nicht erblicken konnte, welche in diesem Augenblicke an dem entgegengesetzten Ufer hinlief.

Auch müssen wir den Leser daran erinnern, daß das Landhaus des Doctors Griffon, in welchem vor der Hand der Graf von St. Remy wohnte, an dem linken Ufer dicht am Wasser und an der Stelle stand, wo die Wölfin sich jetzt befand.

Sie ging, ohne sie zu sehen, an zwei Personen vorüber, denen das verstörte Aussehen des Mädchens auffiel und die ihr

deshalb nachblickten. Die beiden Personen waren der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon.

Die Wölfin hatte, sobald sie von der Gefahr ihres Geliebten gehört, den Entschluß gefaßt, dahin zu eilen, wo er sich befand. Je näher sie aber der Insel kam, um so deutlicher erkannte sie die Schwierigkeit, an dieselbe hinüber zu gelangen. Sie durfte, wie es der alte Fischer ihr gesagt, auf kein fremdes Boot rechnen und von der Familie Martial holte sie sicherlich Niemand hinüber.

Athemlos, hochgeröthet, mit funkelnden Augen blieb sie also der Spitze der Insel gegenüber stehen, welche an dieser Stelle eine Krümmung machte und so dem Ufer ziemlich nahe kam.

Die Wölfin konnte durch die blätterlosen Zweige der Weiden und Pappeln hindurch das Dach des Hauses sehen, in welchem Martial vielleicht im Sterben lag.

Bei diesem Anblicke stieß sie ein lautes Ach! aus, warf ihren Shawl und ihr Häubchen ab, ließ ihr Kleid herunterfallen, behielt nur ihren Unterrock an, sprang unverzagt in den Fluß, ging so lange sie Grund fand und fing, als sie denselben verlor, muthig an nach der Insel hinzuschwimmen.

Bei jeder ihrer kräftigen Armbewegungen zitterte das lange Haar der Wölfin, das sich aufgelöst hatte, um ihren Kopf wie eine braune Mähne.

Ohne die glühenden stieren Augen, die unabläſſig auf das Haus Martial's gerichtet waren, ohne ihre durch entsetzliche Angst verzerrten Züge hätte man glauben können, die Geliebte des Wilddiebes spiele mit den Wellen, so frei, so sicher schwamm das Mädchen. Ihre weißen männlich-kräftigen Arme, die zur Erinnerung an ihren Geliebten tättowirt waren, theilten das Wasser, das in feuchten Perlen über ihre breiten Schultern und über die feste starke Brust spritzte, die einem Marmorbilde glich.

Mit einem Male ertönte von der andern Seite der Insel ein Angstschrei, — ein entsetzlicher, verzweiflungsvoller Angstschrei.

Die Wölfin erschrak und hielt an.

Dann schlug sie mit der einen Hand ihr dichtes Haar zurück und horchte.

Ein neuer Schrei erklang, — aber er war schwächer, gleichsam bittend, — krampfhaft, wie aus sterbender Brust.

Dann war Alles wieder todtenstill.

„Mein Mann!!" rief die Wölfin aus und fing an, angestrengt weiter zu schwimmen.

Sie hatte in ihrer Angst die Stimme Martial's zu erkennen geglaubt.

Der Graf und der Doctor, an denen die Wölfin vorbeigelaufen war, hatten ihr nicht folgen können, um sie an ihrem tollkühnen Unternehmen zu hindern.

Sie kamen eben der Insel gegenüber an, als sich die beiden Angstrufe hören ließen.

Sie blieben eben so erschrocken stehen als die Wölfin.

Als sie diese unerschrocken gegen die Strömung kämpfen sahen, sagten sie zu einander:

„Die Unglückliche wird ertrinken."

Ihre Besorgnisse waren ungegründet.

Die Geliebte Martial's schwamm wie eine Fischotter, — noch einige Ruderschläge mit den Armen und das muthige Mädchen gelangte an das Ufer.

Sie hatte bereits wieder Grund unter den Füßen und hielt sich, um hinaus zu steigen, an einem der Pfähle an, welche am Ende der Insel eine Art Stacket bildeten, als plötzlich, von dem Strome getragen, an diese Pfahlreihe langsam der Körper eines jungen Bauermädchens herangeschwommen kam. Sich mit einer Hand an einen der Pfähle anklammern, mit der andern rasch das Mädchen am Kleide fassen, war bei der Wölfin das Werk eines Augenblicks.

Nur zog sie die Unglückliche, welche sie zu retten versuchte, so ungestüm an sich, daß sie einen Augenblick unter dem Wasser verschwand.

Da raffte die Wölfin ihre ganze Kraft zusammen, hob die Schallerin (denn diese war es), die sie noch nicht erkannt hatte, empor, nahm sie wie ein Kind auf ihre Arme, that noch einige Schritte in dem Flusse hin und legte sie endlich an dem rasigen Ufer der Insel nieder.

„Muth! Muth!" rief ihr der Graf von St. Remy zu, welcher wie der Doctor Griffon Zeuge dieser muthigen Rettung gewesen war. „Wir gehen über die Brücke von Asnières und kommen Ihnen in einem Boote zu Hilfe."

Beide schritten schnell nach der Brücke zu.

Die Wölfin hörte diese Worte nicht.

Wir wiederholen, daß man von dem rechten Ufer der Seine aus, wo sich Nicolaus, dessen Schwester und Mutter nach ihrem schändlichen Verbrechen noch befanden, durchaus nicht sehen konnte, was an der andern Seite der Insel vorging.

Marien-Blume, jetzt von der Wölfin an das Ufer der Insel gebracht, war gesunken, um vor den Augen ihrer Mörder nicht wieder zum Vorscheine zu kommen, — diese mußten also glauben, daß ihr Opfer ertrunken sei.

Einige Minuten nachher führte der Strom einen andern Leichnam fort, ohne daß die Wölfin ihn bemerkte.

Es war der Leichnam der Haushälterin des Notars, — denn diese war völlig todt.

Nicolaus und dessen Schwester hatten ein eben so großes Interesse als Jacob Ferrand, diesen Zeugen, diese Mitwisserin ihres neuen Verbrechens verschwinden zu lassen. Sobald also das Boot mit der Klappe mit Marien-Blume gesunken war, sprang Nicolaus in das andere Boot, welches seine Schwester ruderte und in dem sich Madame Seraphin befand. Bei seinem Hineinspringen wankte das Boot stark, die Haushälterin schwankte, und Nicolaus benutzte diesen Augenblick, um sie in den Fluß hineinzustoßen und ihr durch einen Stoß mit der Ruderstange vollends den Tod zu geben.

— — — — — — — — — — — —

Die Wölfin kniete erschöpft auf dem Rasen neben Marien-Blume, erholte sich und betrachtete das Gesicht derer, welche sie dem Tode entrissen hatte.

Man denke sich ihr Erstaunen, als sie ihre Gefängnißgenossin erkannte, die Gefährtin, welche einen so wohlthuenden, so unerwarteten Einfluß auf ihr Schicksal gehabt hatte.

Die Wölfin vergaß sogar einen Augenblick Martial.

„Die Schallerin!“ rief sie aus.

Mit vorgebeugtem Leibe, auf ihre Knie und Hände gestützt, mit aufgelöstem Haar, mit triefenden Kleidern betrachtete sie das unglückliche Kind, das sterbend auf dem Grase lag, bleich, bewegungslos, mit halboffenen glanzlosen Augen, das schöne blonde Haar an die Schläfe gedrückt, mit bläulichen Lippen, schon erstarrten, eiskalten Händen —

„Die Schallerin!“ wiederholte die Wölfin; „welcher Zu-

fall! — und ich wollte eben meinem Manne alles das Gute und Böse erzählen, das sie mir mit ihren Worten und Versprechungen gethan hat. — Die arme Kleine! — und ich finde sie hier todt! Aber nein — nein!" rief die Wölfin aus, indem sie sich noch näher über Marien-Blume beugte und einen kaum bemerklichen Athem an derselben zu fühlen glaubte, — „nein, Gott! Gott! — sie athmet noch, — ich habe sie vom Tode gerettet! Das ist mir noch nicht passirt, daß ich Jemand gerettet hätte — Das ist eine gute That, — das wird mir angerechnet werden. — Aber meinen Mann, meinen Mann muß ich auch retten. — Vielleicht liegt er eben jetzt im Sterben. — Seine Mutter und sein Bruder sind im Stande, ihn zu ermorden. — Freilich, ich kann die arme Kleine hier nicht liegen lassen, — ich werde sie mit zu der Wittwe nehmen. — Sie muß ihr beistehen und mir Martial zeigen, — oder ich zerschlage Alles, ich schlage Alles todt. Ich kümmere mich weder um Mutter, noch um Bruder, noch um Schwester, — wenn mein Mann da ist —"

Sie stand alsbald auf und nahm Marien-Blume wieder auf die Arme.

So eilte sie auf das Haus zu, denn sie zweifelte nicht, daß die Wittwe und deren Tochter trotz ihrer Schlechtigkeit sich der Geretteten annehmen würden.

Als die Geliebte Martial's auf dem höchsten Punkte der Insel angekommen war, wovon aus sie die beiden Ufer der Seine erblicken konnte, hatten sich Nicolaus, dessen Mutter und Schwester bereits entfernt.

Sie waren überzeugt, den doppelten Mord vollbracht zu haben und eilten nun zu Roth-Arm.

In diesem Augenblicke verschwand auch ein Mann, der, am Ufer hinter dem Gipsofen versteckt, ungesehen dieser schrecklichen Scene beigewohnt hatte und ebenfalls das Verbrechen für vollbracht hielt.

Dieser Mann war Jacob Ferrand.

Das Boot des Nicolaus war an einem Pfahle am Ufer, an der Stelle angebunden, wo die Schallerin und Madame Seraphin eingestiegen waren.

Kaum verließ Jacob Ferrand den Gipsofen, um nach Paris zurückzukehren, als der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon eilig über die Brücke von Asnières schritten, um auf

dem Boote des Nicolaus, das sie von weitem gesehen hatten, auf die Insel hinüber zu fahren.

Die Wölfin fand zu ihrer großen Verwunderung, als sie am Hause der Aussucher ankam, die Thüre verschlossen.

Sie legte die noch immer ohnmächtige Marien-Blume in der Laube nieder und trat an das Haus. Sie kannte das Fenster der Stube Martial's; wie erschrak sie also, als sie den Laden vor diesem Fenster mit Blech beschlagen und durch zwei eiserne Stangen zugehalten sah!

Sie errieth einen Theil der Wahrheit und rief mit aller Kraft:

„Martial! Mein Mann!"

Niemand antwortete.

Erschreckt durch diese Stille, lief die Wölfin an dem Hause hin und her wie ein wildes Thier, das brüllend den Eingang der Höhle sucht, in welcher sein Männchen eingeschlossen ist.

Von Zeit zu Zeit rief sie:

„Mein Mann — bist Du da?"

In ihrer Wuth rüttelte sie an den Eisenstangen vor dem Küchenfenster, schlug an die Mauer, klopfte an die Thüre. — Mit einem Male antwortete ihr ein dumpfes Geräusch im Zimmer des Hauses.

Die Wölfin zuckte zusammen und horchte.

Das Geräusch hörte wieder auf.

„Mein Mann hat mich gehört, — ich muß hinein, — und sollte ich die Thüre mit meinen Zähnen zernagen."

Sie rief und schrie von Neuem.

Ein wiederholtes, aber schwaches Klopfen von innen an dem Fensterladen Martial's antwortete ihr.

„Er ist da!" rief sie aus, indem sie unter dem Fenster ihres Geliebten stehen blieb. „Er ist da. — Wenn es nicht anders geht, reiße ich das Blech mit meinen Nägeln ab, — der Laden muß geöffnet werden."

Während sie dies bei sich dachte, erblickte sie eine große Leiter, die hinter einem Laden im untern Saale halb versteckt war. Sie zog heftig an diesem Laden, dabei fiel der Hausschlüssel hervor, welchen die Wittwe da versteckt hatte.

„Wenn er schließt," dachte die Wölfin, während sie mit dem Schlüssel zu der Thüre eilte, „kann ich in seine Stube hin-

aufgehen. — Die Thüre geht auf!" rief sie freudig; „mein Mann ist gerettet."

Als sie in die Küche trat, hörte sie das Rufen der beiden Kinder, die in dem Keller eingeschlossen waren und, als sie ein ungewöhnliches Geräusch vernahmen, um Hilfe riefen.

Die Wittwe hatte nicht geglaubt, daß in ihrer Abwesenheit Jemand auf die Insel oder in das Haus kommen würde und sich deshalb begnügt, Franz und Amandine einzuschließen, den Schlüssel aber in dem Schlosse zu lassen.

Bruder und Schwester sprangen aus dem Keller heraus, sobald die Wölfin aufgeschlossen hatte.

„Ach, Wölfin, retten Sie den Bruder Martial, — er soll sterben," rief Franz. — „Seit zwei Tagen haben sie ihn in seine Stube eingesperrt."

„Verwundet haben sie ihn nicht?"

„Nein, — ich glaube es nicht."

„So komme ich zu rechter Zeit," sprach die Wölfin, indem sie zur Treppe eilte; aber nachdem sie einige Stufen hinauf war, kehrte sie um und sagte:

„Und die Schallerin vergesse ich! Amandine ... mach' sogleich Feuer an — und trage mit Deinem Bruder an das Kamin ein armes Mädchen, das beinahe ertrunken wäre und das ich gerettet habe. — Sie liegt in der Laube. — Franz — ein Brecheisen — ein Beil, — einen Eisenstab, damit ich die Thüre meines Mannes aufbrechen kann —"

„Die Holzaxt ist da, aber die ist für Sie zu schwer," sagte der Knabe, indem er eine ungeheuere Axt herbeischleppte.

„Zu schwer!" antwortete die Wölfin, indem sie ohne Mühe die schwere Axt hob, die sie unter andern Umständen vielleicht kaum hätte heben können.

Dann eilte sie die Treppe hinauf und rief den Kindern nochmals zu:

„Lauft und holt das Mädchen herein und tragt sie an das Feuer —"

Mit zwei Sätzen war die Wölfin am Ende des Ganges an der Thüre Martial's —

„Muth, Mann, Deine Wölfin ist da!" rief sie, erhob dann die Axt und erschütterte mit einem fürchterlichen Schlage die Thüre.

„Sie ist von draußen zugenagelt. — Ziehe die Nägel heraus," sagte Martial mit schwacher Stimme.

Sie kniete sogleich nieder, brauchte die Axt und die Hände, die bald bluteten, und so gelang es ihr, mehrere starke lange Nägel herauszuziehen.

Endlich konnte die Thüre geöffnet werden.

Martial sank bleich, mit blutigen Händen, fast bewegungslos in die Arme der Wölfin.

VIII.

Die Wölfin und Martial.

„Endlich sehe ich Dich — endlich habe ich Dich," rief die Wölfin aus, indem sie Martial in ihre Arme schloß. Dann stützte sie ihn, trug sie ihn fast und half ihm sich auf eine Bank auf dem Gange setzen.

Einige Minuten lang saß Martial da schwach, mit verstörten Zügen und suchte sich von der heftigen Aufregung zu erholen, die seine geschwächten Kräfte erschüttert hatte.

Die Wölfin rettete ihren Geliebten, als er vor Ermattung und Verzweiflung den Tod kommen fühlte, weniger aus Mangel an Nahrung als aus Mangel an Luft, die in einem Stübchen ohne Kamin, das überdies überall dicht verschlossen, selbst in den Ritzen der Thüre und der Laden verstopft war, sich nicht erneuern konnte.

Die Wölfin lag zitternd vor Freude und Angst, mit Thränen in den Augen, auf ihren Knien und beobachtete alle Bewegungen in dem Gesichte Martial's.

Dieser schien sich allmälig zu erholen und sog in gewaltigen Zügen die reine Luft ein.

Nach einiger Zeit richtete er den Kopf empor, der ihm centnerschwer war, seufzte tief und schlug die Augen auf.

„Martial! — ich bin es. — Deine Wölfin! Wie geht es?"

„Besser —," antwortete er mit schwacher Stimme.

„Ach Gott! Was willst Du? — Wasser — Weinessig?"

„Nein, — nein," entgegnete Martial, der sich freier und freier fühlte, — „Luft — ach Luft, — neue Luft!"

Die Wölfin zerschlug, auf die Gefahr hin sich die Hände zu verwunden, die vier Scheiben eines Fensters, das sie nicht hätte öffnen können, ohne vorher einen schweren Tisch bei Seite zu schieben.

„Jetzt — athme ich, — ich athme. — Mein Kopf wird freier —", sagte Martial, der nun ganz zu sich kam

Dann rief er, als erkenne er jetzt erst den Dienst, welchen ihm die Wölfin geleistet hatte, im Tone unaussprechlichen Dankes aus:

„Ohne Dich hätte ich sterben müssen, meine gute Wölfin."

„Schon gut ... Wie fühlst Du Dich jetzt?"

„Besser, — besser."

„Hast Du Hunger?"

„Nein, — ich bin zu matt. — Am meisten litt ich von Luftmangel. — Ich würde erstickt sein, — es wäre schrecklich gewesen."

„Und jetzt?"

„Ich lebe wieder auf, — ich stehe aus dem Grabe auf — und habe Dir es zu danken —"

„Aber Deine Hände — Deine armen Hände! Diese Wunden! Mein Gott, was haben sie Dir gethan?"

„Nicolaus und die Schwester, die mich nicht zum zweiten Mal geradezu anzugreifen wagten, hatten mich eingesperrt, um mich verhungern zu lassen. — Ich wollte sie hindern, den Fensterladen zuzunageln — und die Schwester hieb mich mit dem Beile darauf —"

„Die Unmenschen! Man sollte glauben, Du wärst krank geworden und gestorben. — Deine Mutter hatte schon erzählt, Du wärst so krank, daß Du nicht wieder aufstehen würdest. — Deine Mutter — Mann — Deine Mutter!"

„Sprich nicht von ihr —," sagte Martial bitter. — Dann erst bemerkte er die nassen Kleidungsstücke und das seltsame Aussehen der Wölfin und fragte: „was ist Dir geschehen? Dein Haar ist ganz naß? — Du bist im Unterrock? Und der ist auch ganz naß?"

„Was liegt daran? Genug, ich habe Dich gerettet!"

„Aber erkläre mir, warum Du so durchnäßt bist."

„Ich wußte, daß Du in Gefahr warst, — fand kein Boot —“

„Und Du bist herüber geschwommen?“

„Ja. — Aber Deine Hände! Laß sie mich küssen! Sie schmerzen! Die Unmenschen! Und ich war nicht da!“

„Meine gute Wölfin!“ rief Martial begeistert aus, „brav und muthig unter den Braven!“

„Hast Du nicht hierher geschrieben: „Tod den Feigen“?

Und die Wölfin zeigte auf ihren tättowirten Arm, auf dem jene Worte in unverlöschlichen Buchstaben zu lesen waren.

„Aber — Du frierst, — Du zitterst.“

„Nicht vor Frost —“

„Gleichviel. — Tritt da herein, — nimm den Mantel meiner Schwester und hülle Dich hinein.“

„Aber —“

„Ich verlange es —“

In der nächsten Secunde hatte sich die Wölfin in einen carrirten Mantel gehüllt und kam wieder.

„Meinetwegen das zu wagen! Du konntest ertrinken!“ sagte Martial, indem er sie hocherfreut ansah —

„Im Gegentheil. — Ein armes Mädchen ertrank, — die habe ich gerettet, als ich an die Insel trat —“

„Du hast sie gerettet? auch? Wo ist sie?“

„Unten — bei den Kindern —“

„Wer ist das Mädchen?“

„Ach halt! Wenn Du wüßtest, welcher Zufall, — welcher glückliche Zufall! Sie ist eine meiner Gefährtinnen aus St. Lazarus, ein ganz ungewöhnliches Mädchen —“

„Wie so?“

„Denke Dir, ich liebte und ich haßte sie, weil sie mir den Tod und die Seligkeit zugleich in das Herz gesetzt hatte —“

„Sie?“

„Ja — Deinetwegen —“

„Meinetwegen?“

„Höre mich an, Martial —“ Dann unterbrach sich die Wölfin und setzte hinzu: „nein, nein, ich werde nie den Muth haben —“

„Wozu denn?“

„Ich wollte Dich um etwas bitten. — Ich war deshalb

und um Dich zu sehen, hierher gekommen; als ich von Paris fortging, wußte ich nicht, daß Du in Gefahr warst."

„Nun, so rede —"

„Ich habe den Muth nicht mehr —"

„Du hast den Muth nicht mehr, — nach dem, was Du für mich gethan hast?"

„Eben deshalb. — Es würde herauskommen, als wollte ich es grade dafür haben —"

„Und was wäre ich Dir nicht schuldig? Hast Du mich nicht schon bei meiner Krankheit im vorigen Jahre Tag und Nacht gepflegt?"

„Bist Du nicht mein Mann?"

„Weil ich Dein Mann bin und immer sein werde, mußt Du frei von der Leber weg reden."

„Immer willst Du es sein, Martial?"

„Immer, so wahr ich Martial heiße. — Für mich wird es in der Welt kein anderes Mädchen geben als Dich, Wölfin. — Magst Du dies oder das sein, — schlimm ist es, — aber es ist meine Sache; ich liebe Dich, Du liebst mich, und ich verdanke Dir das Leben. — Ich bin freilich nicht mehr derselbe, seit Du im Gefängniß gewesen bist. — Ich habe viel darüber nachgedacht, — Du darfst nicht mehr sein, was Du warst —"

„Was meinst Du damit?"

„Jetzt will ich nicht mehr sagen, aber das muß ich noch hinzusetzen: ich verlasse Amandine und Franz nicht mehr."

„Deinen kleinen Bruder und Deine kleine Schwester?"

„Ja; ich muß Vaterstelle bei ihnen vertreten und Du wirst einsehen, daß das mir Pflichten auferlegt; ich muß für sie sorgen. — Man möchte sie zu Spitzbuben machen, und um sie zu retten, werde ich mit ihnen fortgehen —"

„Wohin?"

„Das weiß ich noch nicht, aber weit fort von Paris —"

„Und ich?"

„Dich nehme ich auch mit —"

„Du willst mich mitnehmen?" rief die Wölfin in freudigem Erstaunen aus. Sie konnte an ein so großes Glück nicht glauben. „Ich soll Dich nicht mehr verlassen?"

„Nein, meine gute Wölfin, nie. — Du hilfst mir die Kinder erziehen. — Ich kenne Dich; wenn ich zu Dir sage: meine arme kleine Amandine soll ein braves Mädchen werden,

sprich mit ihr in diesem Tone, so wirst Du eine gute Mutter für sie sein, ich weiß es —"

„Ach — ich danke Dir, Martial, ich danke Dir —"

„Wir leben als rechtschaffene Leute; wir finden Arbeit, verlaß Dich darauf, und wir arbeiten wie Sclaven — Die Kinder sollen wenigstens nicht werden wie ihr Vater und ihre Mutter, ich werde mich nicht mehr den Sohn und Bruder eines Geköpften nennen hören, und nicht mehr durch Straßen kommen, wo man Dich kennt — Aber was ist Dir? was hast Du?"

„Martial, ich fürchte, ich schnappe über —"

„Warum?"

„Aus Freude —"

„Worüber?"

„Weil, — siehst Du, es ist zu viel!"

„Was?"

„Was Du da von mir verlangst. — Ach nein, — es ist zu viel. — Es muß mir Glück gebracht haben, weil ich die Schallerin rettete.

„Noch einmal, was ist Dir?"

„Was Du mir da sagst, Martial, — ach, Martial!"

„Nun?"

„Das wollte ich eben Dir sagen —"

„Du wolltest Paris verlassen?"

„Ja," entgegnete sie rasch, — „und mit Dir in den Wald ziehen, wo wir ein reinliches Häuschen und Kinder hätten, die ich ach! so sehr lieben wollte! Wie wollte ich, wie wollte die Wölfin die Kinder ihres Mannes lieben, — meines Ehemann's, wenn ich so sagen darf, denn sonst würden wir keine Stelle bekommen," setzte sie hinzu.

Martial sah nun seinerseits die Wölfin mit Verwunderung an, denn er verstand nichts von ihren Reden.

„Welche Stelle meinst Du?"

„Eine Stelle als Waldhüter, als Jäger —"

„Die ich bekommen sollte?"

„Ja —"

„Wer sollte sie mir geben?"

„Die Gönner des jungen Mädchens, das ich gerettet habe —"

„Sie kennen mich ja nicht —"

„Aber ich, ich habe von Dir mit ihr gesprochen, und sie wird uns ihren Gönnern empfehlen —“

„Und weshalb hast Du mit ihr von mir gesprochen?“

„Weshalb sollte ich mit ihr sprechen!“

„Gute Wölfin —!“

„Im Gefängniß wird man auch leicht mit einander vertraut und das Mädchen war so freundlich, so sanft, daß ich mich, gegen meinen Willen zu ihr hingezogen fühlte. Gleich im Anfange habe ich errathen, daß sie keine von unserer Art sei —“

„Wer ist sie sonst?“

„Ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen, aber ich habe in meinem ganzen Leben nichts Aehnliches gesehen oder gehört; sie lieset Einem wie eine Fee im Herzen und sie interessirte sich für uns, als ich ihr weiter nichts gesagt hatte, als wie sehr ich Dich liebe. Sie brachte es dahin, daß ich mich meines frühern Lebens schämte, nicht indem sie mir harte Worte darüber sagte, das würde ich nicht geduldet haben, sondern indem sie mir von einem arbeitsvollen mühevollen Leben bei Dir nach Deinem Geschmacke mitten im Walde vorerzählte. Ihrer Meinung nach solltest Du aber nicht Wilddieb, sondern Jagdaufseher, ich sollte nicht Deine Geliebte, sondern Deine ordentliche Frau sein, und wir sollten Kinder haben, die Dir entgegenliefen, wenn Du Abends mit den Hunden, das Gewehr auf der Achsel, nach Hause kämst; dann äßen wir in der Abendkühle vor der Thüre unsres Häuschens unter großen Bäumen und endlich legten wir uns glücklich und zufrieden nieder. — Ich hörte, sage ich Dir, gegen meinen Willen zu und war wie bezaubert. — Wenn Du wüßtest, — sie sprach so hübsch, so hübsch, daß ich alles, was sie erwähnte, vor meinen Augen zu sehen glaubte, und gleichsam im Wachen träumte.“

„Ach ja, das wäre ein schönes, ein himmlisches Leben,“ entgegnete Martial seufzend. „Der arme Franz ist zwar noch nicht ganz verdorben, aber so lange bei seinen andern Geschwistern gewesen, daß es ihm im Walde besser gefällt, als in der Stadt. — Amandine würde Dir in der Wirthschaft zur Hand gehen und ich wäre gewiß ein so guter Jäger wie irgend einer, da ich ein famoser Wilddieb war. — Du wärst meine Hausfrau, gute Wölfin und dann — hätten wir Kinder, was fehlte

uns noch? Hat man sich einmal an den Wald gewöhnt, so fühlt man sich in ihm wie zu Hause; man könnte hundert Jahre da leben, ohne daß man Langeweile fühlte. Aber bin ich nicht ein Narr! — Du hättest von einem so schönen Leben nichts sagen sollen — es erregt Sehnsucht und nützt doch nichts —"

„Ich ließ Dich reden, weil Du da sagst, was ich zu der Schallerin sagte —"

„Du?"

„Ja, als ich dieses Feenmährchen hörte, sagte ich zu ihr: Schade, daß diese Luftschlösser, wie Sie es nennen, Schallerin, keine Wirklichkeit sind! Und was antwortete sie mir, Martial?" fuhr die Wölfin mit freudig blitzenden Augen fort.

„Das weiß ich nicht —"

„Wenn Martial Sie heirathet und Ihr beide versprecht, als ehrliche Leute rechtschaffen zu leben, so werde ich ihm die Stelle, die Ihnen so wohl gefällt, verschaffen, sobald ich aus dem Gefängnisse entlassen bin," antwortete sie.

„Mir eine Jägerstelle?"

„Ja, Dir —"

„Du hast Recht, es ist ein Traum. — Wenn ich Dich nur zu heirathen brauchte, meine gute Wölfin, um jene Stelle zu erhalten, so sollte es morgen geschehen; von heute an, siehst Du, bist Du meine Frau, meine wahre Frau!"

„Martial, ich bin Deine wahre Frau?"

„Meine wahre, meine einzige, und Du sollst mich Deinen Mann, aber Deinen Ehemann nennen. Es ist so gut, als wären wir mit einander in der Mairie gewesen —"

„Die Schallerin hatte Recht, — es klingt so schön: „mein Mann!" Martial, Du sollst sehen, wie Deine Wölfin wirthschaftet und arbeitet —"

„Aber glaubst Du, daß diese Stelle —?"

„Wenn die arme kleine Schallerin sich täuscht, — so liegt es an den Andern, denn sie sah ganz aus, als glaubte sie, was sie sagte. — Uebrigens sagte mir die Aufseherin, als ich das Gefängniß verließ, die Gönner der Schallerin, die sehr vornehme Leute wären, hätten auch ihre Freilassung bewirkt, — es ist das also ein Beweis, daß sie einflußreiche Gönner hat und daß sie halten kann, was sie mir versprochen hat —"

„Ich weiß aber nicht,“ sagte Martial, indem er rasch aufstand, „ich weiß nicht, was wir denken —“

„Was meinst Du?“

„Das junge Mädchen liegt unten, vielleicht im Sterben, und statt ihr beizustehen, sitzen wir da und schwatzen —“

„Beruhige Dich, Franz und Amandine sind bei ihr und sie würden heraufgekommen sein, wenn es gefährlicher geworden wäre. Aber Du hast Recht, wir wollen zu ihr gehen; Du mußt sie sehen, der wir vielleicht unser Glück verdanken.“

Martial stützte sich auf den Arm der Wölfin und ging die Treppe hinunter.

Ehe wir sie in die Küche begleiten, müssen wir erzählen, was geschehen war, seit die Wölfin Marien-Blume den beiden Kindern übergeben hatte.

IX.

Der Doctor Griffon.

Franz und Amandine hatten Marien-Blume neben das Feuer in der Küche getragen, als der Graf von St. Remy und der Doctor Griffon, welche auf dem Boote des Nicolaus übergefahren waren, in das Haus eintraten.

Während die Kinder das Feuer anschürten und Holzstücke darauf warfen, die bald in Brand geriethen und eine helle Flamme verbreiteten, beschäftigte sich der Doctor Griffon mit der Verunglückten.

„Ein unglückliches Kind von kaum siebzehn Jahren!“ rief der Graf theilnehmend aus. Dann wendete er sich an den Arzt und fragte:

„Nun, Freund?“

„Man fühlt den Puls kaum, merkwürdiger Weise ist aber die Haut im Gesicht bei diesem Subjecte nicht blau gefärbt, wie es doch bei Ertrunknen der Fall zu sein pflegt,“ antwortete der Arzt mit unerschütterlicher Ruhe, indem er Marien-Blume in tiefem Nachdenken betrachtete.

Der Doctor Griffon war ein langer, hagerer, blasser

Mann mit einem ganz kahlen Kopfe bis auf zwei schwarze Haarbüschelchen, die sorgfältig von dem Hinterkopfe vor an die Schläfe gestrichen waren; sein eingefallenes Gesicht verrieth Kälte, aber auch einen nicht ganz gewöhnlichen Verstand.

Der Doctor Griffon, ein Mann von ungeheuren Kenntnissen und vielen Erfahrungen, ein berühmter und geschickter praktischer Arzt, Vorsteher eines Hospitals, (in welchem wir ihn später wiederfinden werden), hatte nur einen Fehler, den nämlich, daß er, wenn man sich so ausdrücken darf, von dem Kranken ganz abstrahirte und sich nur mit der Krankheit beschäftigte. Es war ihm gleichgültig, ob er einen jungen oder alten Kranken, einen Mann oder eine Frau, einen Reichen oder Armen vor sich hatte; er dachte stets nur an das mehr oder minder merkwürdige oder interessante medizinische Factum, welches ihm das Subject darbot.

Es gab für ihn nur Subjecte.

„Welch' allerliebstes Gesicht! Wie schön ist es noch trotz der entsetzlichen Blässe!" sagte der Graf von St. Remy, indem er traurig Marien-Blume betrachtete. — „Haben Sie jemals sanftere, lieblichere Züge gesehen, lieber Doctor? Und so jung, — so jung!"

„Das Alter thut nichts zur Sache," antwortete der Arzt rauh, „ebenso wenig als das Wasser in den Lungen, das man sonst für tödtlich hielt. — Man irrte sich gewaltig, die bewundernswürdigen Versuche Godwin's, des berühmten Godwin, haben es über allen Zweifel erhoben."

„Aber, Doctor —"

„Es ist eine Thatsache," entgegnete Griffon, ganz mit seiner Kunst beschäftigt. „Um sich von der Wirkung einer fremden Flüssigkeit in der Lunge zu überzeugen, tauchte Godwin mehrmals einige Secunden lang Katzen und Hunde in Eimer mit Dinte, zog sie lebendig wieder heraus und secirte die Thiere einige Zeit darauf. Durch diese Section überzeugte er sich, daß die Dinte allerdings in die Lungen eingedrungen war, daß aber die Anwesenheit dieser Flüssigkeit in den Athmungsorganen keineswegs den Tod verursacht hatte."

Der Graf kannte den Arzt, der von Herzen ein vortrefflicher Mensch war, den aber seine unbegrenzte Leidenschaft für die Wissenschaft oft hart, fast grausam erscheinen ließ.

„Haben Sie wenigstens einige Hoffnung?“ fragte ihn der Graf von St. Remy ungeduldig.

„Die Extremitäten des Subjectes sind kalt,“ antwortete der Arzt; „es ist wenig Hoffnung —“

„In diesem Alter zu sterben — unglückliches Kind! — Das ist schrecklich —“

„Unbewegliche, erweiterte Pupille,“ fuhr der Arzt unverändert fort, indem er mit der Fingerspitze das kalte Augenlid des Mädchens emporhob —

„Seltsamer Mann!“ rief der Graf fast unwillig aus; „man könnte Sie für mitleidlos halten und doch haben Sie ganze Nächte an meinem Bette gewacht. Sie hätten sich nicht aufopfernder zeigen können, wenn ich Ihr Bruder gewesen wäre.“

Der Doctor antwortete, während er sich mit Marien-Blume beschäftigte, mit unerschütterlichem Phlegma und ohne den Grafen anzusehen:

„Glauben Sie denn, man finde ein so wundervoll complizirtes ataktisches Fieber, wie Sie eins hatten, dessen Beobachtung so lehrreich ist, alle Tage? Es war wunderbar, alter Freund, wunderbar! Stupor, Delirium, Flockenlesen, Ohnmacht, — die verschiedenartigsten Symptome vereinigten sich bei Ihrem interessanten Fieber; es kam sogar, was sehr selten und höchst interessant ist, eine partielle und momentane Lähmung vor. Aus diesem Grunde hatte Ihre Krankheit einen Anspruch auf meine ganze Aufmerksamkeit; Sie waren ein kostbarer Gegenstand des Studiums für mich, und, offen gestanden, werther Freund, ich habe keinen größern Wunsch, als ein so schönes Fieber noch einmal beobachten zu können, — aber ein solches Glück hat man nicht zweimal.“

Der Graf zuckte ungeduldig die Achseln.

In diesem Augenblicke kam Martial, auf den Arm der Wölfin gestützt, welche, wie man weiß, den carrirten Mantel der Schwester ihres Geliebten übergeworfen hatte.

Als der Graf die Blässe Martial's und dessen blutbefleckte Hände erblickte, fragte er:

„Wer ist der Mann?“

„Mein Mann,“ antwortete die Wölfin, indem sie Martial mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Stolz und Seligkeit anblickte.

„Sie haben eine gute, muthige Frau,“ sagte der Graf zu

ihm; „ich sah, wie sie das unglückliche Mädchen mit seltener Unerschrockenheit rettete —“

„Ja, Herr, sie ist gut und unerschrocken, meine Frau,“ antwortete Martial, der die letzten Worte besonders betonte und seinerseits die Wölfin mit inniger Liebe anblickte; „ja, unerschrocken, — denn sie hat eben auch mir das Leben gerettet —“

„Ihnen?“ fragte der Graf erstaunt.

„Sehen Sie seine Hände, — seine armen Hände!“ fiel die Wölfin ein, indem sie die Thränen abwischte, welche den feurigen Glanz ihrer Augen milderten.

„Schrecklich!“ rief der Graf aus; „die Hände des Unglücklichen sind ja zerhackt! — Sehen Sie, Doctor —“

Der Doctor Griffon sah sich um, betrachtete die zahlreichen Wunden, welche Martial durch seine Schwester an den Händen erhalten hatte und sagte zu ihm:

„Machen Sie einmal die Hand auf und zu.“

Martial führte diese Bewegung mit Mühe aus.

Der Doctor zuckte die Achseln, beschäftigte sich weiter mit Marien-Blume und sagte verächtlich, gleichsam bedauernd:

„Diese Wunden haben durchaus nichts Gefährliches; es ist keine Sehne verletzt; nach acht Tagen wird sich das Subject der Hände vollkommen wieder bedienen können —“

„Mein Mann wird also nicht verstümmelt bleiben?“ fragte die Wölfin den Doctor.

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Und die Schallerin? Sie wird leben, nicht wahr?“ fragte die Wölfin weiter. „Sie muß leben, ich und mein Mann verdanken ihr so viel!“ Dann wendete sie sich an Martial und sagte: „Da liegt die arme Kleine, von der ich mit Dir sprach; sie ist vielleicht die Ursache unseres Glückes; sie hat mich auf die Idee gebracht, zu Dir zu kommen und Dir Alles zu sagen, was ich Dir gesagt habe. — Und zufällig mußte ich sie retten — hier!“

„Sie ist unsere Vorsehung,“ sagte Martial, auf den die Schönheit der Schallerin einen tiefen Eindruck machte. „Welches Engelsgesicht! Sie wird nicht sterben, nicht wahr, Herr Doctor?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Arzt. „Vor allen Dingen, kann sie hier bleiben? Kann sie hier die nöthige Pflege finden?“

„Hier?" rief die Wölfin aus; „hier, wo man mordet?"

„Schweige!" fiel Martial ein.

Der Graf und der Arzt sahen die Wölfin verwundert an.

„Das Haus auf der Insel steht in der Umgegend in schlechtem Rufe, — und ich würde mich nicht wundern —," sagte der Arzt halblaut zu dem Grafen von St. Remy.

„Sie sind also das Opfer von Gewaltthätigkeiten gewesen?" fragte der Graf Martial. „Wer hat Ihnen diese Wunden beigebracht?"

„Es ist nichts, — ich hatte einen Streit, — es kam zur Schlägerei und ich wurde verwundet. — Aber das Mädchen kann nicht hier bleiben," setzte er hinzu; „ich selbst bleibe nicht hier, auch meine Frau da, mein Bruder und meine Schwester hier nicht. Wir verlassen die Insel auf immer —"

„Ach, welches Glück!" riefen die beiden Kinder aus.

„Was soll dann geschehen?" sagte der Doctor mit einem Blicke auf Marien-Blume. — „Nach Paris kann das Subject in diesem Zustande nicht gebracht werden. — Indeß, mein Haus liegt ganz in der Nähe; meine Gärtnerin und ihre Tochter werden treffliche Krankenwärterinnen abgeben — Da die Verunglückte Sie interessirt, so werden Sie die Pflege derselben beaufsichtigen, werther St. Remy und ich besuche sie jeden Tag —"

„Und Sie spielen den harten Mann, Unbarmherziger!" entgegnete der Graf, „haben aber doch das edelste Herz, wie es dieser Vorschlag wieder beweiset —"

„Wenn das Subject stirbt, was möglich ist, so läßt sich eine interessante Section machen, die mir Gelegenheit geben wird, die Beobachtungen Godwin's zu bestätigen —"

„Was Sie da sagen, ist schrecklich," sprach der Graf —

„Für Jeden, der darin zu lesen versteht, ist der Cadaver ein Buch, in welchem man lernt, Kranken das Leben zu retten," entgegnete stoisch der Doctor Griffon.

„Die Hauptsache ist, Sie thun Gutes," sagte der Graf von St. Remy bitter. „Was liegt an der Ursache, wenn nur die Wohlthat geschieht? Das arme Kind! Je länger ich es ansehe, um so innigeren Antheil nehme ich —"

„Und sie verdient es," entgegnete die Wölfin, indem sie näher trat —

„Sie kennen sie?" fragte der Graf —

„Ob ich sie kenne! Ihr werde ich mein Lebensglück zu verdanken haben; als ich sie rettete, that ich nicht so viel für sie, als sie für mich gethan hat." Und die Wölfin sah liebevoll ihren Mann an.

„Wer ist sie?" fragte der Graf.

„Ein Engel, Herr, das Beste, was es in der Welt giebt. Ja, und wenn sie auch wie ein Landmädchen gekleidet ist, so spricht doch keine vornehme Dame so wie sie mit ihrer lieblichen Stimme, die wie Musik klingt. Sie ist ein braves, ein muthiges und gutes Mädchen —"

„Durch welches Unglück fiel sie in das Wasser?"

„Das weiß ich nicht —"

„Sie ist also kein Landmädchen?" fragte der Graf weiter —

„Ein Landmädchen! Sehen Sie doch ihre kleinen weißen Hände an!"

„Sie haben Recht," antwortete der Graf. „Aber ihr Name, ihre Familie?"

„Das Subject muß in das Boot gebracht werden," unterbrach der Arzt das Gespräch.

Eine halbe Stunde später war Marien-Blume, die noch nicht zu sich gekommen, in das Haus des Arztes gebracht, lag in einem guten Bette und wurde von der Gärtnerin des Doctor Griffon und der Wölfin gewartet.

Der Doctor versprach dem Grafen, der mehr und mehr Antheil an dem Mädchen nahm, Abends noch einmal zu kommen.

Martial begab sich mit Franz und Amandine nach Paris, da die Wölfin Marien-Blume nicht verlassen wollte, bevor sie außer Gefahr wäre.

Auf der Insel des Aussuchers befand sich Niemand mehr.

Wir werden die Bewohner derselben bei Roth-Arm wiederfinden, wo sie mit der Eule wegen der Ermordung der Diamantenmäklerin zusammentreffen sollten.

Ehe wir davon sprechen, wollen wir den Leser zu der Zusammenkunft führen, welche Tom, der Bruder Sarah's, mit der schrecklichen Gefährtin und Mitschuldigen des Schulmeisters verabredet hatte.

X.

Das Portrait.

Thomas Seyton, der Bruder der Gräfin Sarah Mac Gregor, ging ungeduldig auf einem der Boulevards in der Nähe des Observatoriums hin und her, als er die Eule ankommen sah.

Die schreckliche Alte trug ein weißes Häubchen und ihren großen rothcarrirten Shawl. Die Spitze eines sehr spitzen, runden Dolches von der Dicke einer Federspuhle war durch den Boden des großen Strohkobers, welcher an ihrem Arme hing, hindurchgedrungen, und man sah diese mörderische Waffe hervorragen, welche dem Schulmeister gehört hatte.

Thomas Seyton bemerkte nicht, daß die Eule bewaffnet war.

„Es schlägt drei Uhr," sagte die Alte, „und ich komme also pünktlich."

„Kommen Sie," antwortete ihr Thomas Seyton.

Er ging vor ihr her, gelangte in ein ödes Gäßchen bei der Straße Cassini, blieb in der Mitte desselben an einem Drehkreuze stehen, öffnete eine kleine Thüre, winkte der Eule ihm zu folgen, ging darauf noch einige Schritte in einer grünen dichten Baumallee hin und sagte dann:

„Warten Sie hier."

Darauf verschwand er.

„Wenn er mich nur nicht zu lange hier stehen läßt," sprach die Alte mit sich selbst; „ich muß mit den Martials bei Roth-Arm sein, um die Mäklerin abzufertigen. — Ich habe da meinen Dolch. — Ah, der Spitzbube guckt sich um," setzte die Alte hinzu, als sie die Spitze des Dolches durch den Boden ihres Kobers herausragen sah — „das hab' ich davon, daß ich ihn nicht in der Scheide gelassen —"

Sie zog den Dolch zurück, der einen hölzernen Griff hatte, und legte ihn so, daß er nicht mehr gesehen werden konnte.

„Es ist das Werkzeug des Schulmeisters," fuhr sie fort. „Er verlangte ihn von mir, um die Ratten todt zu machen, die ihm in seinem Keller Besuche abstatten. Die armen Thierchen! — Sie haben nur den alten Blinden, mit dem sie sich unter-

halten können. Er darf ihnen nichts zu Leide thun und deshalb behalte ich den Dolch. — Uebrigens brauche ich ihn vielleicht bald für die Mäklerin. — Dreißigtausend Francs! Welch' ein Fang! Das giebt einen guten Tag, — besser wie letzthin bei dem spitzbübischen Notar, dem ich etwas abzwacken wollte. Ich mochte drohen wie ich wollte, wenn er kein Geld gäbe, würde ich anzeigen, daß seine Haushälterin mir die Schallerin übergeben ließ, als sie noch ein ganz kleines Kind war; er fürchtete sich nicht, nannte mich eine alte Lügnerin und schlug mir die Thüre vor der Nase zu. Gut! Gut! Ich werde einen anonymen Brief an die Leute in Bouqueval schreiben lassen, um ihnen anzuzeigen, daß der Notar das Mädchen in die Welt hinausstieß. Sie kennen vielleicht ihre Familie und wenn sie aus St. Lazarus entlassen wird, geht man dem alten Jacob Ferrand vielleicht zu Leibe. Aber still! man kommt, — es ist die blasse Dame, die als Mann verkleidet mit dem Langen in dem „Weißen Kaninchen" war," setzte die Alte hinzu, als sie Sarah am Ende der Allee erscheinen sah. — „Es wird wieder eine Bestellung geben, und wir haben gewiß auch auf Rechnung der Dame die Schallerin von dem Landgute entführt. Wenn sie gut bezahlt, stehe ich ihr immer zu Diensten."

Das Gesicht Sarah's drückte, als sie sich der Eule näherte, welche sie seit dem Auftritt in der Penne zum ersten Male wiedersah, jene Verachtung, jenen Widerwillen aus, welche Leute von gewissem Stande fühlen, wenn sie mit den Elenden in Berührung kommen müssen, die sie als Werkzeuge oder Mitschuldige brauchen.

Thomas Seyton, welcher bis dahin die verbrecherischen Pläne seiner Schwester thätig gefördert hatte, ob er sie gleich für ziemlich vergeblich hielt, hatte sich geweigert, diese Rolle weiter zu spielen und nur noch eingewilligt, zum ersten und letzten Male seine Schwester mit der Eule zusammenzubringen, ohne aber sich in ihre neuen Pläne mischen zu wollen.

Da es der Gräfin nicht gelungen war, Rudolph dadurch weiter an sich zu ziehen, daß sie die Bande zerriß, die ihm ihrer Meinung nach theuer waren, so hoffte sie, wie wir bereits erwähnt haben, ihn auf unwürdige Weise zu täuschen und so vielleicht ihren grausamen, ehrgeizigen Traum zu verwirklichen.

Rudolph sollte überredet werden, die Tochter, welche ihm

Sarah geboren, sei nicht todt, und um dies zu bewirken, wollte die Gräfin eine Waise für ihr Kind ausgeben.

Man weiß, daß Jacob Ferrand, der sich bestimmt geweigert, trotz den Drohungen Sarah's, in diesen Vorschlag einzugehen, den Vorsatz gefaßt hatte, Marien-Blume verschwinden zu lassen, sowohl aus Furcht vor der Aussage der Eule, als aus Besorgniß vor dem Ansinnen der Gräfin. Diese gab indeß ihren Plan keineswegs auf, da sie die Ueberzeugung festhielt, den Notar bestechen oder einschüchtern zu können, sobald sie ein junges Mädchen gefunden habe, das die Rolle übernehmen könnte, die sie ihr zugedacht.

Nach einer kurzen Pause sagte Sarah zu der Eule:

„Sie sind gewandt, verschwiegen und entschlossen?"

„Gewandt wie ein Affe, entschlossen wie eine englische Dogge, stumm wie ein Fisch; so ist die Eule, wie sie der Teufel geschaffen hat, Ihnen zu dienen, wenn sie es im Stande wäre und sie ist es," antwortete die Alte wohlgemuth. „Das Landmädchen haben wir, denke ich, gut gefaßt, und sie ist jetzt auf zwei Monate in St. Lazarus eingesperrt —"

„Von dem Mädchen handelt es sich nicht mehr, — sondern von etwas Anderm."

„Ganz wie Sie wünschen, schöne Dame. — Wenn Geld bei dem, was Sie mir vorschlagen wollen, zu verdienen ist, sind wir beide wie zwei Finger einer Hand —"

Sarah konnte ein Gefühl des Abscheues nicht unterdrücken.

„Sie müssen", — fuhr sie fort, „Leute aus dem Volke, — recht unglückliche Leute kennen."

„Deren giebt es mehr als Millionäre, — man kann, Gott sei Dank, unter ihnen wählen. — An Armuth ist Paris sehr reich."

„Ich möchte ein verwaistes armes Mädchen haben, das seine Eltern verlor, als es noch ein kleines Kind war. Diese Waise muß ein hübsches Gesicht und einen sanften Charakter besitzen und darf nicht über siebzehn Jahre alt sein —"

Die Eule sah Sarah mit Verwunderung an.

„Eine solche Waise kann nicht schwer zu finden sein," fuhr die Gräfin fort; „es giebt ja so viele Findelkinder."

„Vergessen Sie denn die Schallerin, meine schöne Dame? Die würde gerade passen."

„Wer ist die Schallerin?"

„Das Mädchen, das wir von Bouqueval entführt haben.“

„Von dieser ist nicht mehr die Rede, habe ich schon gesagt.“

„Hören Sie mich nur an und vor allen Dingen vergelten Sie mir meinen guten Rath. Sie verlangen eine lammfromme Waise, die schön ist wie der Tag und nur siebzehn Jahre zählt, nicht wahr?“

„Allerdings —“

„Nun, so nehmen Sie die Schallerin, sobald sie aus St. Lazarus entlassen wird; sie paßt für Sie, als wäre sie bestellt, da sie etwa sechs Jahre alt war, als der schlechte Jacob Ferrand (vor zehn Jahren) sie mir nebst **1000** Frcs. übergeben ließ, um sie los zu werden. Tournemine, der jetzt auf den Galeeren in Rochefort ist und der sie zu mir brachte, sagte mir ausdrücklich, es sei ohne Zweifel ein Kind, das man beseitigen oder für todt ausgeben wolle —“

„Jacob Ferrand, sagen Sie?“ rief Sarah mit so bewegter Stimme aus, daß die Eule erschrocken zurückwich. — „Der Notar Jacob Ferrand“, fuhr sie fort, „hat Ihnen dieses Kind übergeben und —“

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Ihre Aufregung war zu gewaltig; ihre beiden Hände, die sie nach der Eule ausstreckte, zitterten krampfhaft; die Ueberraschung, die Freude veränderten ihre Züge ganz und gar.

„Ich weiß nicht, was Sie so ergreift, meine werthe Dame,“ sprach die Alte. — „Die Sache ist ganz einfach. Vor zehn Jahren kam Tournemine, ein alter Bekannter, zu mir und sagte: Willst Du ein kleines Mädchen aufnehmen, das man verschwinden lassen will? Sie mag sterben oder leben, das ist gleichgültig; es sind tausend Francs dabei zu verdienen, und mit dem Kinde kannst Du thun, was Du willst —“

„Vor zehn Jahren!“ rief Sarah aus.

„Vor zehn Jahren —“

„Ein kleines blondes Mädchen?“

„Ein kleines blondes Mädchen.“

„Mit blauen Augen?“

„Mit schönen blauen Augen.“

„Und es ist die, welche auf dem Landgute —“

„Von uns weggeholt und nach St. Lazarus gebracht worden ist. — Ich erwartete sie freilich nicht da zu finden —“

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief Sarah aus, indem sie

auf ihre Knie sank und die Augen und Hände gen Himmel erhob, „Deine Wege sind unerforschlich und ich beuge mich vor Deiner Weisheit. — Ach, wenn ein solches Glück möglich wäre, — aber nein, ich kann es noch nicht glauben, — es wäre zu schön!"

Dann erhob sie sich rasch und sagte zur Eule, die sie staunend ansah: „Kommen Sie!"

Sarah ging raschen Schrittes vor derselben her.

Am Ende der Allee zeigte sie auf einige Stufen, welche zu der Glasthüre eines prachtvoll meublirten Arbeitszimmers führten.

In dem Augenblicke, als die Eule hineintreten wollte, winkte ihr Sarah draußen zu bleiben.

Die Gräfin schellte stark und es erschien ein Diener.

„Ich bin für Niemanden zu sprechen — und Niemand darf hier eintreten, — verstanden? — Durchaus Niemand."

Der Diener entfernte sich wieder.

Der größern Sicherheit wegen schob Sarah noch einen Riegel an der Thüre vor.

Die Eule hatte den Auftrag an den Diener gehört und gesehen, daß Sarah den Riegel vorschob.

Die Gräfin wendete sich jetzt um und sagte:

„Treten Sie schnell ein und machen Sie die Thüre zu."

Die Eule trat ein.

Sarah öffnete eilig einen Secretair, nahm ein Kästchen von Ebenholz heraus, trug dies auf einen mitten im Zimmer stehenden Schreibtisch und winkte der Eule, zu ihr zu treten.

Das Kästchen enthielt mehrere Boden über einander und war mit prachtvollen Juwelen gefüllt.

Sarah war so ungeduldig, auf den Boden des Kästchens zu gelangen, daß sie rücksichtslos die Halsbänder, die Armbänder und Diademe, an denen die Smaragden, Diamanten und Rubine in tausend Farben spielten, auf den Tisch warf.

Die Eule war wie geblendet.

Sie war bewaffnet und allein mit der Gräfin eingeschlossen. — Die Flucht war leicht und sicher.

Ein teuflischer Gedanke schoß durch den Kopf dieser Frau.

Aber, um die neue Schandthat vollführen zu können, mußte sie den Dolch aus ihrem Körbchen herausnehmen und nahe an Sarah treten, ohne Argwohn zu erregen.

Mit der Schlauheit einer Tigerkatze, die sich hinterlistig an ihre Beute schleicht, benutzte die Alte den Zustand Sarah's, deren Gedanken sich ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigten, um unmerklich um den Tisch herumzugehen, welcher sie von ihrem Opfer trennte.

Die Eule hatte dieses Manöver bereits begonnen, als sie plötzlich stehen bleiben mußte.

Sarah nahm ein Medaillon aus dem Kästchen heraus, hielt es der Eule mit zitternder Hand hin und sagte:

„Sehen Sie dies Bild an."

„Es ist die Schallerin!" rief die Eule aus, überrascht von der außerordentlichen Aehnlichkeit; „es ist das kleine Mädchen, das man mir übergab; ich sehe es noch vor mir, wie es Tournemine zu mir brachte. — Es sind die langen blonden Locken, die ich sogleich abschnitt und gut verkaufte —"

„Sie erkennen sie —, sie war es? Ach, ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht, — täuschen Sie mich nicht —"

„Ich sage Ihnen, meine werthe Dame, es ist das Mädchen —", antwortete die Eule, die unbemerkt Sarah näher zu kommen suchte, „sie gleicht heute noch dem Bilde da; wenn Sie das Mädchen sähen, würde es Ihnen selbst auffallen."

Sarah hatte keinen Schrei des Schmerzes und des Entsetzens, als sie erfuhr, daß ihre Tochter zehn Jahre lang elend und verlassen gelebt; sie fühlte keine Gewissenspein, als sie bedachte, daß sie selbst das Kind von da hatte wegbringen lassen, wo es Rudolph untergebracht. Die unnatürliche Mutter fragte die Eule nicht vor allen Dingen mit schrecklicher Angst über die Vergangenheit ihres Kindes. Nein, bei Sarah hatte längst schon der Ehrgeiz die Mutterliebe erstickt. Sie zitterte nicht aus Freude, ihre Tochter wiederzufinden, sondern in der gewissen Hoffnung, endlich den stolzen Traum ihres ganzen Lebens verwirklicht zu sehen.

Rudolph hatte sich für das unglückliche Kind interessirt, hatte es aufgenommen, ohne es zu kennen; was würde er erst thun, wenn er wüßte, daß es seine Tochter sei!!

Er war frei, die Gräfin Wittwe.

Sarah sah bereits vor ihren Augen die Fürstenkrone glänzen.

Die Eule, welche immer näher schlich, war endlich an das eine Ende des Tisches gelangt und hatte ihren Dolch perpendi-

culär in ihr Körbchen gestellt, — so daß sie ihn nur zu fassen brauchte.

Sie befand sich nur noch einige Schritte von der Gräfin.

„Können Sie schreiben?" sagte diese plötzlich, indem sie das Kästchen und die Juwelen zurückschob und ein Schreibzeug näher rückte.

„Nein, meine werthe Dame, schreiben kann ich nicht," antwortete die Eule —

„So will ich schreiben, was Sie mir vorsagen. Erzählen Sie mir alle Umstände, unter welchen Ihnen jenes Kind übergeben wurde —"

Sarah setzte sich auf einen Sessel vor dem Schreibtische, nahm eine Feder und winkte der Eule, näher an sie zu treten.

Das Auge der Alten funkelte.

Endlich — stand sie dicht neben dem Sitze Sarah's.

Diese beugte sich über den Tisch und machte sich zum Schreiben bereit.

„Ich werde laut und langsam lesen," sagte die Gräfin; „Sie berichtigen, wo ich irrte."

„Ja, Madame," entgegnete die Eule, welche jede Bewegung Sarah's beobachtete.

Dann griff sie mit der rechten Hand in ihr Körbchen, um den Dolch fassen zu können, ohne gesehen zu werden.

Die Gräfin fing an zu schreiben:

„Ich erkläre, daß —"

Sie unterbrach sich jedoch, drehte sich nach der Eule um, welche bereits den Griff ihres Dolches gefaßt hatte, und setzte hinzu:

„Zu welcher Zeit wurde Ihnen das Kind übergeben?"

„Im Februar 1827."

„Und durch wen?" fragte Sarah weiter, welche die Eule dabei unverwandt ansah.

„Durch Peter Tournemine, der sich jetzt im Bagno zu Rochefort befindet. — Ihm hatte das Kind Mad. Seraphin, die Haushälterin des Notars, übergeben —"

Die Gräfin fing nun wieder an zu schreiben und las laut:

„Ich erkläre, daß im Monat Februar 1827 der —"

Die Eule hatte ihren Dolch gezogen.

Schon richtete sie sich empor, um ihr Opfer zwischen die Schultern zu stoßen.

Da drehete sich Sarah von neuem um.

Um nicht überrascht zu werden, stützte die Eule rasch die mit dem Dolch bewaffnete rechte Hand auf die Lehne des Stuhles Sarah's und bückte sich zu ihr hin, um die neue Frage zu beantworten.

„Ich vergaß den Namen des Mannes, der Ihnen das Kind übergeben hat," sagte die Gräfin.

„Peter Tournemine," antwortete die Eule.

„Peter Tournemine," wiederholte Sarah, indem sie weiter schrieb, „der sich gegenwärtig im Bagno zu Rochefort befindet, mir ein Kind übergeben hat, das ihm von der Haushälterin des —"

Weiter konnte die Gräfin nicht schreiben.

Die Eule war, nachdem sie ihr Körbchen langsam auf den Boden hatte gleiten lassen, eben so rasch als wüthend über die Gräfin hergefallen, hatte sie mit der linken Hand am Nacken gefaßt, ihr das Gesicht auf den Tisch niedergedrückt und mit der rechten Hand den Dolch zwischen den Schultern hineingestoßen —

Dieser entsetzliche Mord geschah so schnell, daß die Gräfin keinen Schrei ausstieß, nicht einmal einen Laut von sich gab.

Sie blieb sitzen, den Oberleib und den Kopf auf den Tisch gebeugt. — Die Feder entfiel ihrer Hand.

„Gerade so ein Stoß, wie ihn der Schulmeister dem kleinen Alten versetzte," sprach die fürchterliche Alte bei sich. — „Noch eine, die nichts mehr sagt; — ihre Rechnung ist abgeschlossen —"

Die Eule bemächtigte sich eilig der Edelsteine, warf sie in ihren Kober und bemerkte nicht, daß ihr Opfer noch lebte.

Nach Vollendung des Mordes und Raubes öffnete die Alte die Glasthüre, ging rasch in der Baumallee hin und durch die kleine Thüre hinaus.

Bei der Sternwarte nahm sie einen Fiacre, der sie nach den elysäischen Feldern zu Roth-Arm brachte.

Die Wittwe Martial, Nicolaus, dessen Schwester und

Barbillon hatten, wie man weiß, dort eine Zusammenkunft mit der Eule verabredet, um die Diamantenmäklerin zu berauben und zu ermorden.

XI.

Der Sicherheitsdiener.

Der Leser kennt bereits das Wirthshaus „zum blutenden Herzen", das in den elysäischen Feldern in einem der breiten Gräben lag, welche sich noch vor einigen Jahren an dieser Promenade hinzogen.

Die Bewohner der Insel des Aussuchers waren noch nicht erschienen.

Seit der Abreise Bradamanti's, der, wie man weiß, die Stiefmutter der Frau von Harville in die Normandie begleitet hatte, war der „kleine Lahme" zu seinem Vater zurückgekehrt.

Dieser kleine Lahme stand Wache oben an der Treppe und sollte durch einen gewissen Ton die Ankunft der Martials anzeigen, da Roth-Arm eben eine geheime Unterredung mit dem Sicherheitsdiener Narciß Borel hatte, den die Leser bereits in dem „Weißen Kaninchen" gesehen haben, als er daselbst zwei des Mordes beschuldigte Taugenichtse verhaftete.

Dieser Polizeidiener, ein kräftiger untersetzter Mann von etwa vierzig Jahren, hatte eine lebhafte Gesichtsfarbe, ein pfiffiges scharfblickendes Auge und war ganz glatt rasirt, um die bei seinen gefährlichen Unternehmungen nöthigen verschiedenen Verkleidungen annehmen zu können, denn er mußte oft die geschickte Verstellungs- und Verkleidungskunst des Schauspielers mit dem Muthe und der Energie des Soldaten verbinden, um sich gewisser Banditen zu bemächtigen. Narciß Borel war mit einem Worte eines der nützlichsten und thätigsten Werkzeuge jener Vorsehung in kleinem Maßstabe, welche bescheiden die Polizei genannt wird.

— — — — — — — — — — — —

Die Unterredung zwischen Narciß Borel und Roth-Arm schien sehr lebhaft zu sein.

„Ja," sagte der Sicherheitsdiener, „man beschuldigt Sie, Sie benutzten Ihre doppelte Stellung, um ungestraft an den Diebstählen einer Bande sehr gefährlicher Uebelthäter Antheil zu nehmen und der Sicherheitspolizei falsche Nachweise über dieselben zu geben. Nehmen Sie sich in Acht, Roth-Arm, wenn dies herauskommt, haben Sie keine Schonung zu erwarten."

„Ich weiß wohl, daß man mir dies schuld giebt und es betrübt mich sehr, mein guter Herr Borel," antwortete Roth-Arm, indem er seinem pfiffigen Gesichte einen heuchlerischen Ausdruck gab; „aber ich hoffe, daß man mir heute endlich wird Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man meine Rechtlichkeit anerkennt —"

„Wir werden ja sehen."

„Wie kann man Mißtrauen gegen mich hegen? Habe ich nicht meine Proben abgelegt? Habe ich Sie nicht in den Stand gesetzt, den Ambrosius Martial, einen der gefährlichsten Uebelthäter in Paris, auf der That zu ertappen? Diese Familie Martial stammt aus der Hölle und dahin wird sie zurückkehren müssen, wenn der gute Gott gerecht ist —"

„Das Alles ist recht schön und gut, aber Ambrosius war gewarnt, daß man ihn verhaften würde; wäre ich nicht eine Stunde früher gekommen, als Sie mir angegeben hatten, so entkam er."

„Halten Sie mich für fähig, Herr Borel, ihn insgeheim auf Ihre Ankunft aufmerksam gemacht zu haben?"

„Ich weiß weiter nichts, als daß ich von diesem Räuber einen Schuß erhielt, der zum Glück nur durch den Arm ging."

„Nun freilich, bei Ihrem Geschäfte ist man solchen Irrthümern ausgesetzt —"

„Das nennen Sie Irrthum?"

„Gewiß, denn der Bösewicht wollte Sie ohne Zweifel nicht in den Arm treffen."

„Es bleibt sich so ziemlich gleich, ob ich am Arm, am Leibe oder am Halse getroffen wurde, — ich klage darüber nicht, denn jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten."

„Wie seine Annehmlichkeiten, Herr Borel, seine Annehmlichkeiten! Wenn z. B. ein so schöner, so gewandter, so muthiger Mann wie Sie lange einer Spitzbubenbande auf der Fährte

ist, sie von Straße zu Straße, von Herberge zu Herberge mit einem so guten Spürhunde wie Ihr Diener Roth-Arm verfolgt, sie endlich auswittert und umstellt in einer Falle, aus welcher keiner entwischen kann, so ist das, gestehen Sie mir, Herr Borel, ein großes Vergnügen, eine Jagdlust, — ungerechnet den Dienst, welchen man der Justiz leistet," setzte der Wirth vom blutenden Herzen ernsthaft hinzu.

„Ich würde so ziemlich Ihrer Meinung sein, wenn der Spürhund treu wäre; aber ich fürchte, er ist es nicht."

„Ach, Herr Borel, Sie glauben —"

„Ich glaube, daß Sie uns gern irre leiten, statt uns auf die rechte Fährte zu bringen und daß Sie das Vertrauen mißbrauchen, das man in Sie setzt. Jeden Tag versprechen Sie uns behilflich zu sein, die Bande zu ergreifen und — dieser Tag kommt nie."

„Und wenn dieser Tag heute kommt, Herr Borel, wie ich überzeugt bin, und wenn ich es Ihnen möglich mache, Barbillon, Nicolaus Martial, die Wittwe, deren Tochter und die Eule zu fassen, wäre das nicht ein schöner Fang? Würden Sie mir auch dann noch mißtrauen?"

„Nein, und Sie würden einen wirklichen Dienst geleistet haben, denn man hat gegen diese Bande starke Vermuthungen, fast Gewißheit, aber leider keine Beweise."

„Ihr Spiel würde gefährlich werden, wenn man sie an ein Verbrechen gehen ließe, nicht wahr, Herr Borel?"

„Ohne Zweifel, und Sie geben mir die Versicherung, daß Sie keine Anleitung zu dem Unternehmen gegeben haben, welches die Bande versuchen will?"

„Auf Ehre nicht, — die Eule kam zu mir und machte mir den Antrag, ich möchte die Mäklerin hierher zu mir locken, weil die teuflische Einäugige durch meinen Sohn erfahren hatte, Morel, der Steinschneider in der Rue du Temple, arbeite in ächten, nicht in unächten Steinen, und die Mutter Mathieu habe oft Diamanten von bedeutendem Werth bei sich. Ich ging in die Sache ein, machte aber der Eule den Vorschlag, auch die Martials und Barbillon beizuziehen, um Ihnen das ganze Nest in die Hände zu spielen."

„Und der Schulmeister, jener so gefährliche, so starke und so wüthende Mensch, der die Eule immer begleitete, Einer der Stammgäste des „Weißen Kaninchen"?"

„Der Schulmeister?“ fragte Roth-Arm mit erheucheltem Erstaunen.

„Ja, ein Sträfling, der aus dem Bagno in Rochefort entflohen ist, ein gewisser Anselm Duresnel, der auf Zeitlebens verurtheilt war. Man weiß jetzt, daß er sich entstellt hat, um sich unkenntlich zu machen. — Haben Sie von ihm keine Spur?“

„Nein,“ antwortete Roth-Arm unerschrocken, der seine Gründe zu dieser Lüge hatte, denn der Schulmeister war damals in einem Keller des Wirthshauses eingesperrt.

„Man hat allen Grund, zu glauben, daß der Schulmeister neue Mordthaten begangen hat. Es wäre ein sehr wichtiger Fang, wenn —“

„Man weiß seit sechs Wochen nicht, was aus ihm geworden ist —“

„Man macht Ihnen auch zum Vorwurfe, daß Sie seine Spur verloren haben —“

„Immer Vorwürfe! immer Vorwürfe, — Herr Borel!“

„Es fehlt nicht an Gründen dazu. — Und die Schmuggelei?“

„Muß ich nicht von allen Arten Menschen einige kennen? — Schmuggler wie andre, um Sie auf die Fährte zu leiten — Ich habe Ihnen jene Röhre verrathen, durch welche Branntwein hereingeleitet wurde in das Haus —“

„Das alles weiß ich,“ unterbrach Borel den Roth-Arm, „aber für den Einen, den Sie anzeigen, lassen Sie vielleicht zehn entschlüpfen und Sie treiben unverschämt Ihr Gewerbe fort. — Ich bin überzeugt, daß Sie auf beiden Achseln tragen, wie man zu sagen pflegt —“

„Einer solchen Belastung bin ich nicht fähig, Herr Borel.“

„Das ist noch nicht Alles; in der Rue du Temple Nr. 17. wohnt eine Frau Burette, die auf Pfänder leiht und die Ihre Privat-Hehlerin sein soll —“

„Was soll ich aber thun, Herr Borel? — man sagt so vielerlei, — die Welt ist so böse. — Ich wiederhole, ich muß mit der größtmöglichen Anzahl von Spitzbuben umgehen, muß mich als ihresgleichen stellen, noch schlimmer, damit sie kein Mißtrauen fassen; — aber sie nachzuahmen, pfui! das schneidet mir in's Herz. Ich muß gewiß sehr diensteifrig sein, um mich zu diesem Gewerbe zu verstehen —“

„Armer lieber Mann, — ich beklage Sie von ganzem Herzen!"

„Sie lachen, Herr Borel, — aber wenn man das glaubt, was Sie eben sagten, warum hat man denn keine Haussuchung bei der Mutter Burette und bei mir angestellt?"

„Sie wissen es recht wohl, — um jene Banditen nicht zu verscheuchen, deren Auslieferung Sie uns schon so lange versprochen haben."

„Ich werde sie Ihnen ausliefern, Herr Borel; ehe eine Stunde vergeht, sind Alle gebunden, — und ohne viele Mühe, denn es sind drei Frauenzimmer dabei. Nicolaus Martial und Barbillon sind zwar blutdürstig wie Tiger, aber feig wie Hasen."

„Tiger oder Hasen," sagte Borel, indem er seinen langen Ueberrock auseinander schlug und auf zwei Pistolen zeigte, welche aus den Taschen seiner Beinkleider hervorragten, — „ich werde sie bedienen."

„Sie werden doch wohlthun, wenn Sie zwei Ihrer Leute mitnehmen, Herr Borel; denn die Muthlosesten werden bisweilen wie toll, wenn sie sich ergriffen sehen."

„Ich werde zwei meiner Leute in den kleinen niedrigen Saal neben der Stube bringen, in welche Sie die Mäklerin führen; auf den ersten Schrei erscheine ich an der einen Thüre, während meine beiden Leute sich an der andern zeigen."

„Sie müssen sich aber beeilen, denn die Gesellschaft kann jeden Augenblick ankommen, Herr Borel."

„Nun wohl, ich will meine Leute aufstellen, vorausgesetzt, daß es nicht noch einmal vergeblich geschieht."

Die Unterredung wurde durch ein eigenthümliches Pfeifen unterbrochen, welches als Signal diente.

Roth-Arm trat an ein Fenster, um zu sehen, wen der kleine Lahme anmeldete.

„Sehen Sie, da kommt die Eule schon — Glauben Sie mir nun, Herr Borel?"

„Es ist allerdings etwas, aber nicht Alles. Doch, wir werden sehen; ich eile, um meine Leute unterzubringen."

Der Sicherheitsdiener verschwand durch eine Seitenthüre.

XII.

Die Eule.

Das schnelle Gehen, die Raub- und Mordsucht, welche noch wie ein Fieber in ihr glüheten, hatten das häßliche Gesicht der Eule geröthet; ihr grünes Auge funkelte.

Der kleine Lahme folgte ihr hüpfend.

In dem Augenblicke, als sie die letzten Stufen der Treppe hinunterstieg, trat der Sohn Roth-Arms in boshaftem Muthwillen hinten auf das Kleid der Eule.

Die Alte wankte in Folge dieses plötzlichen Haltes und da sie sich an der Lehne nicht anhalten konnte, fiel sie mit vorgehaltenen Händen auf die Knie, wobei sie ihr kostbares Körbchen loslassen mußte, aus welchem ein mit Smaragden und ächten Perlen besetztes Armband herausfiel.

Die Eule hatte sich bei dem Falle die Haut von einigen Fingern abgestoßen, hob aber rasch das Armband wieder auf, welches dem scharfen Blicke des Knaben nicht entgangen war, der heuchlerisch zu ihr trat und sagte:

„Ach Gott, traten Sie fehl?"

„Die Eule nahm aber, ohne ihm zu antworten, den kleinen Lahmen an den Haaren, bückte sich zu ihm hinab und biß ihn in den Backen, daß es blutete.

Merkwürdiger Weise ließ der Sohn Roth-Arms trotz dem heftigen Schmerze und trotz seiner Boshaftigkeit keinen Schrei, keinen Laut hören.

Er wischte sein blutbeflecktes Gesicht ab und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Wenn Sie mich ein anderes Mal nicht so stark küssen wollten, würde mir es doch lieber sein, Eule —"

„Boshafter kleiner Affe, warum tratest Du mir absichtlich auf das Kleid? — Damit ich fallen sollte?"

„Ich? Ich schwöre es, daß ich es nicht absichtlich gethan habe, gute Eule. Der kleine Lahme liebt Sie viel zu sehr; wenn Sie ihn auch schlagen und beißen, er bleibt bei Ihnen wie der Hund bei seinem Herrn," sagte der Knabe mit süßlicher Stimme.

Die Eule ließ sich durch die Heuchelei täuschen und antwortete:

„Habe ich Dich unverdienter Weise diesmal gebissen, so hast Du es ein anderes Mal gut, kleiner Taugenichts. — Heute bin ich guter Laune und kann mit Niemand böse sein. Wo ist Dein Vater?"

„Im Hause. Soll ich ihn holen?"

„Nein. — Sind die Martials da?"

„Noch nicht."

„So habe ich Zeit, zu meinem Manne hinunterzugehen; ich muß mit dem alten Blinden reden —"

„Sie gehen in den Keller des Schulmeisters?" fragte der Knabe, der eine teuflische Freude kaum bergen konnte.

„Was geht das Dich an?"

„Mich?"

„Ja, Du fragst mich in einem so närrischen Tone!"

„Weil ich an etwas Närrisches denke."

„An was?"

„Sie sollten ihm wenigstens ein Spiel Karten zum Zeitvertreibe geben," sagte der kleine Lahme. „Jetzt hat er es nur mit den Ratten zu thun und mit der Zeit möchte ihm das doch langweilig vorkommen."

Die Eule lachte laut und sagte zu dem kleinen Lahmen:

„Ein lieber Affe! Ich kenne keinen Buben, der in seinem Alter schon ein solcher Bösewicht wäre. Geh, hole mir ein Licht, und leuchte mir hinunter zu dem Alten; auch magst Du mir die Thüre aufmachen helfen —"

„Nein, nein, — es ist zu finster in dem Keller," antwortete der kleine Lahme achselzuckend.

„Wie? Du bist boshaft wie ein Teufel und fürchtest Dich? Das möchte ich sehen. — Geh geschwind und sage Deinem Vater, ich würde gleich wiederkommen, ich sei unten bei meinem Alten und rede mit ihm über unser Aufgebot, hä! hä! hä!" setzte sie lachend hinzu. „Mach' geschwind, — Du sollst auch zur Hochzeit kommen."

Der kleine Lahme ging verdrüßlich fort, um ein Licht zu holen.

Während seiner Abwesenheit griff die Eule, wie trunken von dem Gelingen ihres Raubes, mit der rechten Hand in ihren Strohkober, um den kostbaren Schmuck darin zu betasten.

Um auf kurze Zeit diesen Schatz zu verbergen, wollte sie jetzt in den Keller des Schulmeisters hinuntergehen, nicht um, wie gewöhnlich, sich an den Leiden ihres neuen Opfers zu weiden.

Wir werden sogleich erzählen, warum die Eule, mit Einwilligung Roth-Arms, den Schulmeister in denselben Keller eingesperrt hatte, in welchen früher Rudolph durch den Räuber gestürzt worden war.

Der kleine Lahme erschien mit einem Lichte in der Thüre des Wirthshauses.

Die Eule folgte ihm in den niedrigen Saal, in welchem eine Fallthüre, die wir schon kennen, in den Keller hinunterführte.

Der Sohn Roth-Arms, der die hohle Hand vor das Licht hielt und vor der Alten vorausging, stieg langsam auf den steinernen Stufen hinab, die steil an die dicke Thüre des Kellers führten, welcher beinahe das Grab Rudolph's geworden wäre.

An dieser Thüre schien der kleine Lahme zu zögern, der Eule weiter zu folgen.

„Nur vorwärts! vorwärts!“ sagte sie zu ihm.

„Es ist so finster — und dann gehen Sie so schnell, Eule — Ich will lieber umkehren und Ihnen das Licht lassen —“

„Und die Thüre unten, Schwachkopf? Kann ich die allein aufmachen? Willst Du weiter gehen?“

„Nein, — ich fürchte mich zu sehr —“

„Wenn ich Dich erwische, — so nimm Dich in Acht.“

Der Knabe wich einige Schritte zurück.

„Nun,“ sagte endlich die Eule, die ihren Zorn niederkämpfte, „wenn Du hübsch folgsam bist, werde ich Dir auch etwas geben —“

„Ah,“ antwortete der kleine Lahme, der wieder näher kam, „wenn Sie so reden, können Sie aus mir machen, was Sie wollen, Mutter Eule.“

„So geh schnell, — die Zeit drängt.“

„Ja, aber versprechen Sie mir, daß Sie mich den Schulmeister necken lassen wollen?“

„Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“

„Nur ein klein wenig —“

„Ein anderes Mal. — Ich sage Dir, ich muß sogleich wieder hinauf.“

„Warum wollen Sie denn die Thüre seines Zimmers aufmachen?“

„Das geht Dich nichts an. — Rasch! rasch! Die Martials sind vielleicht schon oben, — ich muß mit ihnen sprechen. — Sei artig und Du wirst es nicht bereuen —“

„Nun, ich bin Ihnen einmal gut, Eule, Sie wickeln mich um Ihren kleinen Finger, wenn Sie wollen,“ sagte der kleine Lahme, indem er langsam weiter ging.

Der bleiche flackernde Schein des Lichtes, der schwach den dunkeln Gang beleuchtete, warf das schwarze Schattenbild des häßlichen Knaben auf die grünliche feuchte gesprungene Wand.

Weiter unten, im Halbdunkel, sah man das niedrige Thürgewölbe, die starke mit Eisen beschlagene Thüre des Kellers und den rothcarrirten Shawl wie das weiße Häubchen der Eule.

Unter den Anstrengungen der Alten und des Knaben bewegte sich die Thüre endlich knarrend in ihren Angeln.

Ein feuchter Dampf drang aus der finstern Tiefe heraus.

Das Licht, welches am Fußboden niedergesetzt wurde, beleuchtete die ersten Stufen der steinernen Treppe, deren letzte sich in völligem Dunkel verloren.

Aus der Tiefe des Kellers drang ein Schrei oder vielmehr ein wildes Gebrüll herauf.

„Ah, mein Männchen sagt mir guten Tag!“ sprach die Eule ironisch.

Sie ging noch einige Stufen hinunter, um ihren Kober in irgend einer Ecke zu verstecken.

„Mich hungert,“ rief der Schulmeister und seine Stimme zitterte vor Wuth. „Soll ich hier sterben wie ein tolles Vieh?“

„Du hast Hunger?“ wiederholte die Eule lachend, „nun, steck' Dir den Daumen in das Maul —“

Man hörte das Klirren einer Kette, die mit Gewalt straff angezogen wurde, — dann einen Seufzer verhaltener Wuth.

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht! Du wirst Dich wieder an das Bein stoßen wie in Bouqueval. Armes Väterchen!“ fiel der kleine Lahme ein.

„Das Kind hat Recht; bleibe doch ruhig, Alterchen,“ sagte die Eule; „der Ring und die Kette sind fest, Blinder, sie sind

von dem Vater Micou, der nur Gutes verkauft. Es ist wieder Deine Schuld; warum ließest Du Dich im Schlafe binden? Man brauchte Dich dann nur an die Kette zu legen und herunter — in's Kühle zu bringen, — um Dich besser zu conserviren."

„Es ist aber Schade um ihn, er wird hier unten schimmelig werden," fiel der Knabe ein.

Man hörte von Neuem die Kette klirren.

„Alterchen springt wie ein Maikäfer, der an einem Beine festgebunden ist," sagte die Eule weiter. — „Es ist mir, als sähe ich ihn —"

„„Maikäfer flieg,

„„Dein Vater ist im Krieg"" — sang der kleine Lahme und die Eule lachte von Neuem.

Nachdem die Eule ihren Kober in einem Loch in der Wand versteckt hatte, sagte sie:

„Siehst Du, Alterchen?"

„Er sieht ja nicht," antwortete der Knabe.

„Der Junge hat Recht. Nun, hörst Du, Alter? Du hättest nicht so dumm, nicht so gutmüthig sein und mich hindern sollen, der Schallerin das Lärvchen mit meinem Vitriol zu waschen. — Dann sprachst Du auch von Deinem Gewissen und ich sah, daß mit Dir nichts mehr zu machen ist, daß Du rechtschaffen werden willst. — Du könntest uns am Ende gar verrathen, alter Blinder und dann —"

„Wenn Dich der alte Blinde nur erst hätte, Eule!" rief der Lahme, indem er mit einem Male und mit aller Kraft die Alte von hinten stieß.

Die Eule fiel unter einem gräßlichen Fluche und man hörte sie die Stufen hinunter rollen.

„Beiß! beiß! Die Eule kommt, — packe sie, Alter!" rief der kleine Lahme.

Dann nahm er den Kober aus dem Mauerloche, in welches er ihn durch die Eule hatte verstecken sehen, stieg rasch die Stufen hinauf und rief unter lautem Lachen:

„Der Stoß war besser wie der letzte, nicht wahr, Eule? Und dies Mal wirst Du mich nicht wieder bis auf's Blut beißen. Du dachtest, ich würde es vergessen, — prosit! — ich blute noch."

„Ich hab' sie, ich hab' sie!" rief der Schulmeister unten im Keller.

„Ich gratulire!" entgegnete der Knabe lachend, und blieb auf der letzten Treppenstufe stehen.

„Hilfe! Hilfe!" rief die Eule mit fast erstickter Stimme.

„Ich danke Dir, Lahmer," sprach der Schulmeister, „ich danke Dir und verzeihe Dir alles Böse, das Du mir gethan hast. — Zur Belohnung sollst Du sie singen hören, — die Eule — paſſ' auf! — der Todtenvogel!"

„Bravo! Ich sitze hier auf der ersten Galerie," antwortete der Lahme, indem er sich oben auf der Treppe niedersetzte.

XIII.

Der Keller.

Der kleine Lahme, der so auf der ersten Treppenstufe saß, hob das Licht empor, um die schreckliche Scene zu beleuchten, welche in der Tiefe des Kellers vorgehen sollte; aber das Dunkel war zu dicht, — ein so schwacher Schein vermochte es nicht zu verscheuchen.

Der Sohn Roth-Arms erkannte nichts.

Der Kampf des Schulmeisters und der Eule geschah mit entsetzlicher Erbitterung, aber ohne einen Schrei, ohne ein Wort.

Man hörte nur von Zeit zu Zeit das laute Athmen oder den erstickten Hauch, welcher immer die gewaltsamen Anstrengungen begleitet.

Der kleine Lahme stampfte im Tact mit den Füßen, wie es die ungeduldigen Zuschauer im Theater zu thun pflegen, um den Beginn der Vorstellung zu beschleunigen; endlich rief er gar: „Vorhang auf! Das Stück! Musik!"

„O, ich halte Dich, wie ich will," murmelte der Schulmeister unten, „und Du sollst —"

Eine verzweifelte Anstrengung der Eule unterbrach ihn. Sie wehrte sich mit der Kraft, welche die Todesfurcht giebt.

„Lauter! Man versteht nichts!" fiel der Lahme ein.

„Wenn Du mir auch die Hand zerbeißest, ich halte Dich doch wie ich will," sagte der Schulmeister.

Dann setzte er hinzu, als es ihm ohne Zweifel gelungen war, die Eule festzuhalten: „So! Jetzt höre —"

„Lahmer, rufe Deinen Vater!" rief die Eule mit keuchender Stimme. „Hilfe! Hilfe!"

„Fort mit der Alten! Man hört ihretwegen nichts," antwortete der kleine Lahme laut lachend.

Der Hilferuf der Eule konnte aus der Tiefe nicht hinauf in das Haus dringen.

Als die Elende sah, daß sie von dem Sohne Roth-Arms keine Hilfe zu erwarten habe, wollte sie ein letztes Mittel versuchen.

„Lahmer, geh' und hole Hilfe und ich gebe Dir meinen Kober; er ist voll Juwelen und steht da in der Mauer —"

„Ueber die Freigebigkeit! Ich danke, Madame. Ich habe Deinen Kober schon. Hörst Du, wie es drinnen klingt?" sagte der Knabe, indem er den Kober schüttelte ... „Wenn Du mir sogleich für zwei Sous Kuchen giebst, will ich meinen Vater rufen."

„Erbarme Dich meiner und ich —"

Die Eule konnte nicht weiter sprechen.

Es folgte eine neue Pause.

Der kleine Lahme trommelte von Neuem mit den Füßen auf die steinerne Stufe und rief fortwährend:

„Warum geht es nicht los? Den Vorhang auf! Musik! Musik!"

„So, Eule, wirst Du mich nicht mehr durch Dein Schreien betäuben können," sagte der Schulmeister nach einigen Minuten, in denen es ihm ohne Zweifel gelungen war, der Alten einen Knebel in den Mund zu stopfen.

„Du siehst wohl ein," fuhr er langsam mit hohler Stimme fort, „daß ich es nicht sogleich ausmachen will. Folter gegen Folter! Du hast mich genug leiden lassen. — Ich muß lange mit Dir reden, ehe ich Dich umbringe, ja — lange. Das wird schrecklich für Dich sein. He?"

„Keine Dummheiten, Alter!" rief der kleine Lahme, der halb aufstand; „züchtige sie, aber spiel' ihr nicht zu arg mit. — Du willst sie umbringen, — das ist eine Finte, nicht wahr? Ich halte auf meine Eule, — ich habe sie Dir geliehen, aber Du mußt sie mir wiedergeben; mach' sie nicht todt, — mach' meine Eule nicht todt oder ich rufe den Vater —"

„Sei ruhig, sie bekommt nur was sie verdient, — eine Lehre, die ihr nützlich sein wird," sagte der Schulmeister, um den kleinen Lahmen zu beruhigen, damit dieser nicht etwa Hilfe hole.

„Das ist recht! Bravo! Nun geht das Stück los!" sagte der Sohn Roth-Arms, welcher keineswegs glaubte, daß der Schulmeister das Leben der schrecklichen Alten ernstlich bedrohe.

„Nun wollen wir mit einander reden, Eule," fuhr der Schulmeister mit ruhiger Stimme fort. „Zuerst, siehst Du, ist seit jenem Traume in Bouqueval, der mir alle unsere Verbrechen wieder vorführte, seit jenem Traume, der mich beinahe wahnsinnig machte und mich noch wahnsinnig machen wird, — denn in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, in welcher ich lebe, wenden sich unwillkührlich alle meine Gedanken immer wieder auf jenen Traum, — seit jenem Traume ist in mir eine seltsame Veränderung vorgegangen —

„Ich — habe vor meiner frühern Bosheit geschaudert.

„Zuerst ließ ich Dich die Schallerin nicht mißhandeln, — das war aber noch nichts —

„Als Du mich hier in diesem Keller an die Kette legtest, mich Kälte und Hunger leiden ließest, — mich aber auch von Deiner Gegenwart befreitest, — übergabst Du mich ganz dem Grauen vor meinen Gedanken.

„Du weißt nicht, was es heißt, allein, immer allein zu sein, — mit einem schwarzen Schleier vor den Augen, wie der schreckliche Mann sagte, welcher mich gestraft hat —

„Das ist grauenhaft!

„In diesen Keller hatte ich ihn gestürzt, um ihn zu tödten und dieser Keller ist der Ort meiner Pein, wird vielleicht mein Grab.

„Ich wiederhole Dir, daß dies grauenhaft ist.

„Er sagte zu mir: Du hast Deine Kraft gemißbraucht, Du wirst das Spielzeug der Schwächsten werden.

„Er hatte Recht.

„Er sagte zu mir: Von der Außenwelt getrennt, mit der ewigen Erinnerung an Deine Verbrechen allein, wirst Du eines Tages Deine Verbrechen bereuen —

„Dieser Tag ist gekommen, — die Absonderung hat mich gereiniget —

„Ich hätte es nicht für möglich gehalten.

„Ein anderer Beweis, daß ich vielleicht minder schlecht bin als sonst, ist die unsägliche Freude, die ich empfinde, Dich hier festzuhalten, — nicht um mich zu rächen, sondern um unsere Opfer zu rächen. Ja, ich werde eine Pflicht erfüllen, wenn ich mit eigener Hand meine Mitschuldige strafe.

„Eine Stimme sagt mir, daß viel Blut, viel Blut nicht geflossen sein würde, wenn Du mir früher in die Hände gefallen wärest.

„Ich verabscheue jetzt meine frühern Mordthaten und doch, — findest Du das nicht seltsam? — werde ich ohne Furcht, mit völliger Ruhe an Dir einen schrecklichen Mord begehen. — Sag', sag', begreifst Du das?"

— „Bravo! Gut gespielt, alter Blinder!" rief der kleine Lahme mit Händeklatschen. „Das ist Alles zum Lachen?"

„Alles zum Lachen," entgegnete der Schulmeister mit einer hohlen Stimme. „Halt' still, Eule, ich muß Dir vollends erklären, wie ich allmälig zur Reue gekommen bin.

„Diese Erzählung wird Dir, verstocktes Herz, widerwärtig sein, sie wird Dir beweisen, wie unbarmherzig ich in der Rache sein werde, die ich im Namen unserer Opfer an Dir üben will.

„Aber ich muß mich beeilen —

„Mein Blut hüpft vor Freude, Dich hier zu halten, — die Adern an meinen Schläfen klopfen, wie wenn nach vielem Nachdenken über den Traum mein Verstand sich verwirrt, — vielleicht geschieht mir etwas, — aber ich werde doch Zeit haben, Dir die Nähe des Todes schrecklich zu machen, wenn ich Dich zwinge, mich anzuhören —"

— „Nun, Eule," rief der kleine Lahme, „heraus mit der Sprache! — Hast Du Deine Rolle nicht gelernt? Sag' doch dem Teufel, daß er Dir soufflire, Alte —"

„Wenn Du auch zappelst, um Dich schlägst und beißest," fuhr der Schulmeister nach einer neuen Pause fort, — „Du entgehst mir nicht, — Du hast mir die Finger zerbissen bis auf die Knochen, aber ich reiße Dir die Zunge aus, wenn Du Dich rührst —

„Laß uns weiter reden.

„Als ich so allein war, immer allein in der Stille und im Dunkel, wandelte mich eine tolle — ohnmächtige Wuth an und ich verlor zum ersten Mal den Kopf. — Ja, ob ich gleich

wachte, so sah ich doch den Traum wieder, — weißt Du? — den Traum —

„Den kleinen Alten in der Rue du Roule, — die ersäufte Frau, — den Viehhändler und Dich, Eule, die Du über diesen Gespenstern schwebtest.

„Ich sage Dir, es ist grauenhaft.

„Ich bin blind, und meine Gedanken nehmen eine Gestalt, einen Körper an, um mir unablässig sichtbar, fast greifbar, die Züge meiner Opfer vorzustellen.

„Wenn ich auch jenen schrecklichen Traum nicht geträumt hätte, mein Geist würde, fortwährend mit der Erinnerung an meine frühern Verbrechen beschäftiget, durch dieselben Visionen gequält worden sein.

„Bisweilen, wenn ich diese Gespenster lange mit Ergebung und Grauen betrachtet habe, kommt es mir vor, als hätten sie Mitleiden mit mir, — sie erbleichen, sie verschwimmen und verschwinden. Dann glaube ich aus einem schrecklichen Traume zu erwachen, aber ich fühle mich schwach, niedergedrückt, zermalmt und — wirst Du es glauben? Oh, wie wirst Du lachen, Eule, — ich weine, hörst Du? ich weine. — Du lachst nicht? So lache doch — lache doch!"

Die Eule ächzte dumpf.

— „Lauter!" rief der kleine Lahme, — „man versteht nichts —"

„Ja," fuhr der Schulmeister fort, „ich weine, denn ich leide und meine Wuth ist vergeblich. Ich sage zu mir: morgen, übermorgen, immer wird mich dieser Wahnsinn, diese grauenhafte Verzweiflung martern —

„Welches Leben! Ach, welches Leben!

„Und ich habe nicht lieber den Tod gewählt, statt mich lebendig in dieser Tiefe begraben zu lassen!

„Blind, — einsam, — gefangen, was könnte mich vor der Reue retten? Nichts — nichts —

„Wenn die Gespenster einen Augenblick aufhören, auf dem schwarzen Schleier, den ich vor den Augen habe, hin und herzuziehen, foltern mich andre Qualen, — vernichtende Vergleiche. Ich sage zu mir: Wenn ich ein ehrlicher Mann geblieben wäre, würde ich jetzt frei, ruhig, glücklich, von den Meinigen geliebt und geehrt, statt nun blind und in diesem Kerker gefesselt und meinen Mitschuldigen überlassen zu sein.

„Ach, die Sehnsucht nach dem Glücke, das man durch ein Verbrechen verlor, ist der erste Schritt zur Reue.

„Und wenn sich mit der Reue eine entsetzlich harte Buße verbindet, eine Buße, welche das Leben in eine lange schlaflose Nacht mit verzweiflungsvollen Gedanken und rächenden Visionen verwandelt, — dann folgt vielleicht der Reue und der Buße die Verzeihung der Menschen."

— „Nimm Dich in Acht!" rief der kleine Lahme, — „Du kommst in eine andere Rolle! Bekannt! bekannt!"

Der Schulmeister hörte nicht auf den Sohn Roth-Arms.

„Du wunderst Dich, Eule, mich so sprechen zu hören? Wenn ich mich fortwährend durch andere blutige Schandthaten, oder durch die wüste Trunkenheit des Bagno-Lebens fort und fort betäubt hätte, würde diese heilsame Umwandlung in mir nicht erfolgt sein, ich weiß es wohl —

„Aber woran soll ich denken, da ich allein bin, blind und gefoltert von der Gewissenspein, die ich sehe?

„An neue Verbrechen?

„Wie könnte ich sie begehen?

„An eine Flucht?

„Wie wäre sie möglich?

„Und wenn ich entflöhe, — wohin sollte ich mich wenden, was mit meiner Freiheit beginnen?

„Nein, ich muß von nun an in einer ewigen Nacht leben, zwischen der Qual der Reue und dem Grauen vor den fürchterlichen Erscheinungen, die mich verfolgen —

„Bisweilen freilich glänzt — ein schwacher Strahl der Hoffnung in meine Nacht, bisweilen folgt ein Augenblick der Ruhe auf meine Leiden, — ja bisweilen gelingt es mir, die Gespenster, die mich quälen, zu beschwören, wenn ich ihnen die Erinnerung an eine ehrliche, friedliche Vergangenheit vorhalte, wenn ich mich in Gedanken in die Zeit meiner ersten Jugend, meiner Kindheit zurückversetze —

„Zum Glück haben selbst die größten Bösewichter wenigstens einige Jahre des Friedens und der Unschuld — ihren verbrecherischen blutigen Jahren entgegenzusetzen.

„Man wird nicht schlecht geboren.

„Die Verdorbensten haben die liebenswürdige Unschuld der Kindheit gehabt, die sanften Freuden jenes lieblichen Alters gekannt. Und, ich wiederhole es Dir, bisweilen giebt es mir

einen bittern Trost, wenn ich zu mir sage: jetzt flucht mir die ganze Welt, aber es gab eine Zeit, da man mich liebte, mich schätzte, weil ich schuldlos und gut war —

„Ach! — ich muß mich wohl in die Vergangenheit flüchten, wenn ich es kann, denn nur dort finde ich einige Ruhe —"

Der Ton des Schulmeisters hatte bei diesen letztern Worten die Rauhheit verloren; der unbändige Mann schien tief ergriffen zu sein und setzte hinzu:

„Siehst Du, diese Gedanken haben einen so heilsamen Einfluß, daß meine Wuth nachläßt, daß es mir an Muth, an Kraft und an dem Willen gebricht, Dich zu strafen. — Nein, es steht mir nicht zu, Blut zu vergießen —"

— „Bravo, Alter! Siehst Du, Eule, es war eine Finte," rief der kleine Lahme mit Händeklatschen.

„Nein, es steht mir nicht zu, Dein Blut zu vergießen," fuhr der Schulmeister fort; — „es wäre das ein Mord, — ein zu entschuldigender vielleicht, aber doch immer ein Mord, — und ich habe an den drei Gespenstern schon genug. — Und, wer weiß? vielleicht fühlst Du auch einst noch Reue."

Der Schulmeister hatte, während er so sprach, der Eule unwillkührlich größere Freiheit in der Bewegung gelassen.

Sie benutzte dies, um den Dolch zu ergreifen, den sie nach der Ermordung Sarah's in ihr Corset gesteckt hatte, und dem Banditen einen gewaltigen Stoß zu versetzen, um sich ganz von ihm frei zu machen.

Er stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus.

Die Glut seines Hasses, seines Racheburstes, seiner Wuth, seines Blutdurstes, die durch diesen Angriff plötzlich geweckt und zum Aeußersten gesteigert wurde, brach gräßlich aus und sein bereits erschütterter Verstand verließ ihn ganz und gar.

„Ah, Schlange, — ich habe Deinen Zahn gefühlt!" rief er mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte und faßte mit Kraft die Eule, die ihm entschlüpfen wollte; — „Du krochst in dem Keller — he? Aber ich werde Dich zermalmen, Schlange oder Eule — Du wartetest wohl auf das Erscheinen der Gespenster, — ja, denn das Blut pocht an meinen Schläfen — es summt mir in den Ohren — Alles dreht sich im Kreise — als wenn sie kommen wollten. — Ja, — ich irre mich nicht — Da sind sie. — Dort aus dem Dunkel kommen sie hervor! — Wie sie

blaß aussehen — und wie ihr Blut fließt — roth und rauchend! — Du fürchtest Dich — Du sträubst Dich — Sei ruhig. — Du wirst die Gespenster — nicht sehen, wie — Du wirst sie nicht sehen, — ich habe Erbarmen mit Dir, — ich werde Dich blind machen — Du sollst wie ich — ohne Augen sein —"

Der Schulmeister machte eine Pause.

Die Eule stieß einen so gräßlichen Schrei aus, daß der kleine Lahme entsetzt auf der steinernen Stufe aufsprang.

Das entsetzliche Geschrei der Eule schien die wahnsinnige Wuth des Schulmeisters auf den höchsten Grad zu steigern.

„Singe nur —", sagte er leise, — „singe nur, Eule, — singe ... Dein Todtenlied. — Du bist glücklich, — Du siehst die drei Gespenster — unserer Ermordeten nicht mehr, — den kleinen Alten in der Rue du Roule, — die ersäufte Frau, — den Viehhändler. — Aber ich, — ich sehe sie, — sie kommen heran, — sie greifen mich an! O — wie sie kalt sind!"

Der letzte Schein der Vernunft des Bösewichtes erlosch in diesen Schrei des Entsetzens.

Von nun an sprach der Schulmeister nicht mehr; er rannte umher, er brüllte wie ein wildes Thier und gehorchte nur noch dem Instincte der Vernichtung.

In dem Dunkel des Kellers geschah etwas Entsetzliches.

Man hörte ein rasches Stampfen mit den Füßen, das häufig durch ein dumpfes Geräusch wie von einem Knochenkasten unterbrochen wurde, der von einem Steine zurückprallt, auf den man ihn zerschmettern will.

Gellende, krampfhafte Klagetöne und ein teuflisches Lachen begleiteten jeden dieser Schläge.

Dann folgte ein — Todesröcheln.

Und endlich hörte man gar nichts mehr, — nichts als das wüthende Stampfen, als die dumpfen Schläge, die noch immer fortgesetzt wurden.

Bald gelangte ein fernes Geräusch von Tritten und Stimmen bis in die Tiefe des Kellers. Helles Licht glänzte am Ende der Treppe, welche herabführte.

Der kleine Lahme war vor Grauen über den Auftritt, dem er beigewohnt hatte, ohne ihn zu sehen, wie erstarrt und sah mehrere Personen mit Lichtern rasch die Stufen herunterkommen. — Im nächsten Augenblicke war der Keller mit Sicher-

heitsdienern, Narciß Borel an der Spitze, und mit Municipalgardisten angefüllt.

Der kleine Lahme wurde auf den ersten Stufen des Kellers ergriffen, wo er noch mit dem Körbchen der Eule in der Hand stand.

Narciß Borel stieg mit einigen der Seinigen in den Keller des Schulmeisters hinunter.

Alle wichen vor einem gräßlichen Anblicke zurück.

Der Schulmeister, der mit dem Fuße an einen großen Stein mitten in seinem Kerker gefesselt war, lief, grauenvoll anzusehen, mit starrendem Haar, mit langem Barte, mit schäumendem Munde, mit blutbefleckten Lumpen bekleidet, wie ein wildes Thier in seinem Kerker umher und schleppte an beiden Füßen den Leichnam der Eule nach, deren Kopf entsetzlich verstümmelt, zerschmettert, zermalmt war.

Die blutigen Ueberreste seiner Mitschuldigen konnten ihm nur nach einem heftigen Kampfe entrissen werden und man mußte alle Kraft aufbieten, um ihn zu binden.

Nach einem kräftigen Widerstande gelang es, ihn in den niedrigen Saal des Wirthshauses Roth-Arms zu bringen.

Hier befanden sich, an den Händen gefesselt und bewacht, Barbillon, Nicolaus Martial, dessen Mutter und Schwester.

Sie waren in dem Augenblicke ergriffen worden, als sie die Diamantenmäklerin fortschleppten, um sie zu ermorden.

Diese erholte sich allmälig in einem Nebenzimmer.

Der Schulmeister, an dem Arme durch die Eule leicht verwundet, lag auf dem Boden, wurde mit Mühe durch zwei Polizeidiener gehalten und brüllte wie ein Stier, der erschlagen werden soll. Bisweilen schnellte er den ganzen Körper durch krampfhafte Anstrengung empor.

Barbillon saß mit gesenktem Kopfe, bleich, mit bläulichen Lippen und stierem Blicke auf einer Bank; sein langes schlichtes schwarzes Haar fiel auf den Kragen seiner im Kampf zerrissenen blauen Blouse; seine gefesselten Hände ruhten auf seinen Knien.

Das jugendliche Aussehen dieses Bösewichts (er zählte kaum achtzehn Jahre) und die Regelmäßigkeit seines unbärtigen Gesichtes machten den häßlichen Eindruck noch beklagenswerther, der aus seinen von Ausschweifung und Verbrechen gebrandmarkten Zügen sprach.

Er rührte sich nicht und sprach kein Wort.

Es ließ sich nicht erkennen, ob diese scheinbare Unempfindlichkeit die Folge des Entsetzens oder einer ruhigen Energie war; er athmete schnell und von Zeit zu Zeit wischte er mit den beiden zusammengefesselten Händen den Schweiß ab, der auf seiner bleichen Stirn stand.

Neben ihm sah man die Tochter der Wittwe; das Häubchen war ihr abgerissen; ihr röthliches, im Nacken zusammengebundenes Haar hing in mehreren dünnen Flechten auf den Rücken hinab. Sie war ergrimmter als niedergeschlagen, ihre hagern etwas gebleichten Wangen hatten sich leicht geröthet und sie betrachtete mit Verachtung die Niedergeschlagenheit ihres Bruders Nicolaus, der auf einem Stuhle ihr gegenüber saß.

Dieser Bandit, der das Schicksal voraussah, welches ihn erwartete, war in sich selbst zusammengesunken und ließ den Kopf hängen; seine Knie zitterten und schlugen aneinander, seine Zähne klapperten und er ächzte dumpf.

Nur die Mutter Martial, die Wittwe des Gerichteten, die an der Wand lehnte, hatte von ihrer Keckheit nichts verloren. Sie hielt den Kopf hoch und sah sich mit festem Blicke um; ihr ehernes Gesicht verrieth auch nicht die mindeste Unruhe.

Bei dem Anblicke Roth-Arms aber, den man in den niedrigen Saal zurückbrachte, nachdem er der sorgfältigsten Durchsuchung des Hauses durch den Polizeicommissar und dessen Secretair beigewohnt, verzerrten sich die Züge der Wittwe unwillkührlich; ihre kleinen gewöhnlich matten Augen fingen an zu leuchten und zu funkeln wie die einer wüthend gewordenen Schlange, ihre zusammengebissenen Lippen wurden bleich, und sie spannte die beiden gebundenen Arme an. Aber gleich als bedauerte sie diese stumme Aeußerung machtlosen Zornes und Hasses, kämpfte sie ihre Aufregung nieder und wurde wieder eiskalt.

Während der Commissar in Verbindung mit seinem Secretair das Protocoll aufnahm, warf Narciß Borel, indem er sich die Hände rieb, einen wohlgefälligen Blick auf den wichtigen Fang, den er gethan hatte und der Paris von einer Bande gefährlicher Verbrecher befreite, gestand sich aber auch, wie nützlich ihm Roth-Arm dabei gewesen und sah diesen deshalb dankend an.

Der Vater des kleinen Lahmen mußte bis nach der gerichtlichen Entscheidung das Gefängniß und das Schicksal derer theilen, welche er verrathen hatte; er trug wie Diese Handschellen, sah noch zitternder und bestürzter aus, verzerrte sein Gesicht nach Kräften, um ihm einen recht verzweiflungsvollen Ausdruck zu geben, und seufzte jämmerlich. Er küßte den kleinen Lahmen, als suche er in diesen väterlichen Liebkosungen einigen Trost.

Der kleine Lahme zeigte sich nicht eben empfänglich für diese Beweise von Zärtlichkeit, denn er hatte erfahren, daß er bis auf Weiteres in das Gefängniß der jungen Verbrecher gebracht werden sollte.

„Welches Unglück, von meinem geliebten Sohne getrennt zu werden!" rief Roth-Arm mit erheuchelter Rührung aus; „Wir sind doch die beiden unglücklichsten, Mutter Martial, denn man trennt uns von unsern Kindern."

Die Wittwe konnte ihre Kaltblütigkeit nicht länger behaupten; sie zweifelte an dem Verrath Roth-Arms nicht, den sie geahnt hatte und sagte:

„Ich wußte wohl, daß Du meinen Sohn in Toulon verkauft hattest. — Da, Judas!" — und sie spuckte ihm in das Gesicht. — „Du verkaufst uns, — nun meinetwegen! — Man wird sehen, wie ächte Martials sterben."

„Ja, wir werden nicht zucken vor dem Henker," setzte die Tochter der Wittwe in wilder Aufregung hinzu.

Die Wittwe deutete dann mit einem Blicke der Verachtung auf Nicolaus und sagte zu ihrer Tochter:

„Dieser Feigling wird uns auf dem Schaffot noch Schande machen."

Einige Augenblicke nachher stieg die Wittwe mit ihrer Tochter, begleitet von zwei Polizeidienern, in einen Fiacre, um sich nach St. Lazarus zu begeben.

Barbillon, Nicolaus und Roth-Arm wurden nach La Force gebracht, der Schulmeister dagegen in die Conciergerie, wo sich Zellen zur provisorischen Aufnahme von Wahnsinnigen befinden.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 7

Leipzig 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.128(2#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750517-0